Katholisches Lesebuch

für die

deutschen Schulen.

Neue Auflage,

vermehrt mit einer kleinen Naturgeschichte oder Naturbetrachtung.

St. Louis, Mo.,
Druck und Verlag der F. Saler'schen Buchhandlung.
1868.





Katholisches Lesebuch

für die

deutschen Schulen.

Neue Auflage,

vermehrt mit einer kleinen Naturgeschichte oder Naturbetrachtung.

St. Louis, Mo.,
Druck und Verlag der F. Saler'schen Buchhandlung.
1867.

I. Abtheilung.

Anfängliche stufenweise Leseübungen.

Von Gott.

I.

1. Mein Kind! was dein Aug' nur sieht, das ist von Gott. 2. Gott macht, daß die Sonn' so hell und warm scheint. 3. Gott macht, daß der Mond so schön glänzt. 4. Es ist kein Stern, dem nicht Er das Licht gibt. 5. Gott macht die Luft so schön blau. 6. Er macht Feld und Wald so schön grün. 7. Berg und Thal sind von Gott. 8. Er deckt den Berg mit Busch und Wald. 9. Er macht, daß der Bach so frisch und klar durch das Thal rinnt. 10. Gott macht den Tag und die Nacht. 11. Du, mein Kind! machst es nicht, daß die Sonn' scheint. 12. Dein Arm reicht nicht bis an den Mond. 13. Du weißt nicht, wie viel Stern' es sind. 14. Berg und Thal, Feld und Wald, Tag und Nacht sind nicht dein Werk. 15. Die Welt, so groß und weit und schön sie ist, ist ganz nur sein Werk.

II.

1. Kind! Nichts ist, das Gott nicht weiß. 2. Er, der dein Aug' schuf, sieht auch. 3. Er, der dir dein Ohr gab, hört auch. 4. Was du nur thust, das sieht Gott. 5. Was du nur re=dest, das hört Gott. 6. Es ist kein Ort, an dem dich dein Gott nicht sieht und hört. 7. Gott weiß so=gar, was du denkst. 8. Er sieht dir in das Herz, wie du den Fisch im Bach siehst, wenn der

Bach recht klar ist. 9. Gott sieht bei Nacht so gut wie bei Tag. 10. Die Sonn' scheint dir nicht so hell in's Aug', wie vor ihm die Nacht ist. 11. Gott zählt den Thau auf dem Feld, den Sand am Bach, das Laub im Wald. 12. Kein Sand-korn ist so klein, daß Er es nicht kennt. 13. Kein Blatt fällt vom Baum, daß Er nicht d'rum weiß. 14. Gott zählt die Zahl der Stern'.

III.

1. Kind! Gott kann, was er nur will. 2. Er ist der Herr der Welt. 3. Was er will, das ist. 4. Er spricht nur, und es steht da. 5. Die Sonn' geht auf, weil Er es will. 6. Der Mond hängt frei in der Luft, weil Er ihn hält. 7. Ein Hauch von Ihm schuf das Stern-Heer. 8. Der Wind weht, wenn Gott es ihm beut. 9. Gott ruft den Blitz, und der Blitz spricht: Hier bin ich. 10. Gott sagt ein Wort, und der Blitz schlägt ein. 11. Gott spricht: Das Eis schmilzt, Feld und Baum blüh'n, Korn und Obst reift. 12. Gott winkt: Das Laub wird gelb und fällt ab, der Bach ist Eis, Schnee deckt das Land. 13. Gott macht, daß der Mensch lebt. 14. So bald Gott will, sinkt der Mensch in's Grab. 15. Ein Hauch von Gott, und die Welt ist nicht mehr.

IV.

1. Mein Kind! Gott ist gut und hat dich lieb. 2. Was nur schön ist, das ist von Gott. 3. Auch dir zu lieb malt er die Blüth' am Baum' so schön weiß und roth. 4. Auch dir zu lieb färbt Er Laub und Gras so schön grün. 5. Auch dir zu lieb macht Er, daß der Thau so schön roth und gelb, und blau und grün strahlt. 6. Was nur gut ist, das kommt von Gott. 7. Das Brod, das so wohl schmeckt, gibt Er dir. 8. Er gibt dir die Milch, die so frisch und so süß ist. 9. Auch das Obst, das du so gern is-sest, kommt von Ihm. 10. Was

du nur hast, das hast du von Gott. 11. Auch dein Haus und dein Kleid gab Er dir. 12. Auch den Schlaf, der dir so wohl thut, schickt Er dir. 13. Er macht, daß du le=best und frisch und roth bist. 14. Und Gott sorgt nicht nur für dich. 15. Er nährt den Wurm im Staub'. 16. Er tränkt die Blum' im Gras. 17. Doch ist Ihm nichts in der Welt so lieb, als der Mensch. 18. Dich, und was nur Mensch heißt, liebt Er, wie das Bild im Aug'.

V.

1. Mein Kind! Gott ist ganz gut, und in Ihm ist nichts, das bös ist. 2. Gott liebt und thut nur, was recht und gut ist. 3. Gott haßt die Sünd' und was bös ist. 4. Gott will, du sollst auch gut und nicht bös sein. 5. Gott liebt das Kind, das gut und fromm und brav ist. 6. Dem Kind, das gut ist, gibt Er Glück und läßt es ihm wohl geh'n. 7. Das Kind, das nicht gut ist, straft Gott. 8. Dem Kind, das bös ist, läßt Er es nicht wohl geh'n. 9. Das Kind, das Gott folgt, wächst auf und grünt und blüht, wie der Baum am Bach'. 10. Das Kind, das bös ist, ist wie Spreu im Wald, wie Werg im Feu'r.

VI.

1. Mein Kind! du weißt nun schon was von Gott. 2. Hab' nun Gott recht lieb, o so lieb, als du nur kannst. 3. Nichts in der Welt soll dir so lieb sein, als wie Gott. 4. Freu' dich doch recht, daß ein Gott ist, und daß du schon von ihm weißt. 5. Sei doch recht froh, daß Gott gar so lieb und gar so gut ist und es so gut mit dir meint. 6. Denk' oft: O Gott, was du uns gibst, ist schon so gut, wie gut mußt Du erst selbst sein! 7. O Gott, die Welt und was von Dir herkommt, ist schon so schön, wie schön mußt erst Du sein! 8. O, wer sollte sich nicht freu'n, daß ein Gott ist! 9. Mach' doch Gott auch

recht viel Freud'. Sieh', Ihn freut kein Geld und kein Gold. 10. Nur das freut Ihn, wenn Er sieht, daß du recht fromm und gut bist. 11. D'rum denk oft: O Gott! Du machst mir so viel Lust und Freud'. 12. Ich will nun recht gut und fromm sein. 13. Sonst macht Dir ja doch nichts Freud'.

VII.

1. Kind! Denk' auch recht oft, recht gern an Gott! Red' oft mit Gott! Er hört es ja, wenn du was zu Ihm sagst. 2. Wenn man dir was befiehlt und es kommt dich hart an, so denk: Ich will es doch thun, weil Gott es so will, und wie es Gott will, so gut ich kann. 3. Wenn du krank bist, wenn dir das weh thut, so denk: was Du willst, o Gott! ist gut, wenn es auch bös scheint. 4. Ich leid' es gern, so schwer es ist. 5. Hast du Lust zur Sünd', so denk': Gott sieht es; Gott straft es; ich will's nicht thun. 6. Denk' doch recht oft: O Gott! Du siehst mich, wo ich nur bin, bei Tag und bei Nacht, zu Haus und auf dem Feld'. 7. Ein Kind, das oft an Gott denkt, bleibt fromm und gut. 8. Es wird nicht bös, und ihm ist's recht wohl um das Herz.

VIII.

1. Kind! Gott gibt dir gar so viel. 2. Dank' Ihm nun auch für das, was Er dir gibt. 3. Stehst du auf, so sag': O Gott! Ich dank' Dir für den Schlaf, der mich so frisch und froh macht, und mich so stärkt. 4. Vor und nach Tisch denk' doch auch: O Gott! Speis und Trank sind doch recht gut. 5. Ich dank' Dir, daß Du sie mir gibst. 6. Wenn du in's Bett gehst, so sprich mit Mund und Herz: O Gott! Ich dank' Dir für den Tag und für das, was Du mir heut' Gut's gethan. 7. Wenn dir das Stück Brod wohl schmeckt, so denk': Es ist von Gott! 8. Wenn du die Blum' brichst, die so wohl riecht: Gott läßt sie so schön blüh'n. 9. Wenn

du Erd=beer'n is=sest, denk': Gott macht sie so schön roth und so süß. 10. So oft man dir was schenkt, das recht schön ist und dich recht freu't, so denk': im Grund ist's doch von Gott, und dank' Ihm noch mehr, als Dem, der es dir gibt. 11. Dank Gott für das Aug', mit dem du siehst. 12. Dank Ihm für das Ohr, mit dem du hörst. 13. Dank Ihm für die Hand, mit der du so viel thun kannst, und für den Fuß, mit dem du so frei und schnell ein=her=geh'n kannst. 14. Dank Gott für Milch und Brod, und Obst und Ge=müs, und Kleid und Bett und Haus. 15. Denk' doch recht oft: Es freut mich doch, daß ich bin und daß ich ein Mensch bin. 16. Es freut mich, daß ich Sonn' und Mond, Berg und Thal, Laub und Gras seh'n kann. 17. Noch mehr freut es mich, daß ich was von Dir weiß, o Gott! und mich an Dir freu'n kann. 18. O Gott, Dir sei Dank!

IX.

1. Kind! Gott ist gut. Sei du nun auch so gut, wie Er ist. 2. Gott hat nur Lust an Dem, was gut und recht und schön ist. 3. Hab' du nur auch Lust, recht gut, fromm und brav zu sein. 4. Glaub' es nur, fromm sein, ist noch so gut, als reich sein. 5. Gut sein, ist mehr als schön sein. 6. Gott lügt nicht; was Er sagt, ist wahr; Er hält sein Wort treu. 7. Haß' du nun auch die Lüg' und red' nichts, als was wahr ist. 8. Gott gibt uns so gern. Gib du nun auch gern, wenn du was hast. 9. Gib dem Kind', das arm ist, gern von dem Stück Brod, das Gott dir gab. 10. Es freut Gott, uns recht viel Gut's zu thun. 11. Er hat nicht Lust d'ran, uns weh' zu thun. 12. Es ist kein Thier so klein, daß Er ihm nicht wohl thun sollte. 13. D'rum ist es schon bös und Gott nicht recht, wenn man nur ein Thier quält. 14. Wie arg muß es erst sein, wenn man die Leut' plagt. 15. Plag' du auch den

Wurm im Gras nicht. 16. Thu' auch der Blum' auf dem Feld nichts zu leid.

X.

1. O mein Kind! du weißt es nun schon: Was Gott will, ist ja gut, schön und recht. 2. Was Gott nicht will, ist Sünd' und wild und bös. 3. D'rum thu' stets, was Gott will, und thu' nie, was Gott nicht will. 4. In der Kirch' sei fromm, heb' die Händ' auf, schau' nicht um, schwätz' nicht, lach' nicht, denk an Gott und bet'. 5. In der Schul' sei still, merk' recht auf und lern' brav. 6. Zu Haus folg', wenn man dir was sagt. 7. Geh' gleich, wenn man dich ruft, und schrei nicht lang: Was? 8. Sag' nicht: Ich mag nicht, wenn dich das hart dünkt. 9. Wein' nicht, wenn man dir nicht gleich gibt, was du willst. 10. Murr' nicht, wenn man dir was wehrt, und wenn man dich straft. 11. Lüg' nicht, denn das ist recht schlimm und recht wild. 12. Wer lügt, wird vor Scham roth, wenn man d'rauf kommt. 13. Die Katz ist falsch: d'rum hat man sie nicht gar gern und traut ihr nicht. 14. Sei nicht faul und träg, wenn du was thun sollst. 15. Der Ochs ist so faul und dumm, daß er nicht geht, bis man ihn schlägt. 16. Dank', wenn man dir was gibt und küß' die Hand. 17. Das Schwein frißt die Birn und schau't nicht zum Baum auf, der sie trägt. 18. Iß nicht zu viel: denn das ist auch recht wild und macht dich dumm und krank. 19. Der Hund frißt mehr, als ihm gut ist. 20. Nasch' nichts und nimm nichts, wenn man's auch nicht sieht. 21. Der Maus bringt der Speck, den sie stiehlt, den Tod. 22. Meid' den Zorn; zank' und streit' nicht, auch nicht beim Spiel. 23. Auf der Gass' spott' die Leut' nicht aus, plag' kein Kind, laß die Stein', wirf nicht und geh' dem Koth aus dem Weg. 24. Auf dem Feld' tritt nicht in's Korn und wat' nicht durch's Gras. 25. Reiß' kein Obst ab, das nicht reif ist, und stiehl kein's, wenn's auch gleich reif ist. 26. Wo du

nur bist, stell' nichts an und treib' nichts, weßhalb du dich schämst, wenn es an den Tag kommt. 27. Nun, mein Kind! weißt du, was du zu thun hast und was Gott von dir will. Thu' es nun! 28. Den Baum, der nicht Frucht bringt, haut man um und wirft ihn in's Feu'r.

Von Jesus Christus.

Lie=be Kin=der! von Gott, un=serm lie=ben Va=ter im Him=mel, habt ihr nun schon Vie=les ge=hört. Hört nun auch et=was von Je=sus Chri=stus, sei nem lie=ben Soh=ne. Auch euch Kin=dern zu lieb hat ihn der Va=ter im Him=mel in die Welt ge=schickt.

I. Das Kind Je=sus in der Krip=pe, ei=ne rech=te Freu=de für Kin=der.

1. From=me Hir=ten wach=ten einst zu Nacht auf dem Fel=de bei ih=rer Heer=de. Auf ein=mal stand ein schö=ner, glän=zen=der En=gel vor ih=nen. Der sag=te: Ich ver=künd' euch gro=ße Freu=de. Heu=te Nacht kam Got=tes Sohn zur Welt. In der Krip=pe wer=det ihr das Kind fin=den.

2. Lie=be Kin=der! Gott schenk=te uns das Lieb=ste, was er hat=te, sei=nen lie=ben Sohn, um uns nur vie=le Freu=de zu ma=chen. Das Kind Je=sus ist ein schö=ne=res Ge=schenk Got=tes, als Son=ne, Mond und Ster=ne und die gan=ze Welt. O! habt doch ei=ne rech=te Freu=de an die=sem gött=li=chen Kin=de.

3. Nun er=schie=nen noch vie=le, vie=le hei=li=ge En=gel. Al=le lob=ten Gott und san=gen: Eh=re sei Gott in der Hö=he! Frie=de (Freu=de, Glück und Se=gen) den Men=schen auf Er=den, die ei=nes gu=ten Wil=lens sind.

4. Lieb-ste Kinder! Das Kind Je-sus kam in die Welt, Gott Eh-re und den Men-schen Freu-de zu ma-chen. Da-zu seid auch ihr da. Eh-ret Gott und meint es mit al-len Men-schen von Her-zen gut. Nur dann habt ihr selbst Frie-de und Freu-de auf Er-den.

5. Die from-men Hir-ten gin-gen nun hin und fan-den das Kind Je-sus in der Krip-pe. Es war in Win-deln ein-ge-wi-ckelt, und Ma-ria und Jo-seph wa-ren da-bei. Da wa-ren sie voll Freu-de und lob-ten und prie-sen Gott.

6. Kin-der! Es gibt noch bes-se-re Freu-den, als Es-sen, Spie-len und schö-ne Klei-der. Gott gibt sie de-nen, die ihn lie-ben. Auch seht ihr, daß Gott sei-ne Freu-de nur an dem hat, was gut und recht ist. Gold und Sil-ber gilt vor Gott nicht mehr, als Heu und Stroh.

7. Ein schö-ner, hel-ler Stern führ-te die hei-li-gen drei Kö-ni-ge her-bei. Ue-ber dem Ort, wo das Kind war, stand er still. Sie gin-gen voll Freu-de hin-ein und knie-ten vor dem Kin-de nie-der, und schenk-ten ihm Gold, Weih-rauch und Myrr-hen.

8. Lieb-ste Kin-der! Gott that al-ler-lei Wun-der, uns das Kind Je-sus recht lieb und werth zu ma-chen. Das Kind Je-sus war die Freu-de der En-gel und Men-schen. Habt es nun doch recht von Her-zen lieb. Schenkt Ihm eu-er gan-zes Herz. Ein Herz, das rein und lau-ter ist, wie Gold, ist dem Kin-de Je-sus lie-ber, als al-les Gold der Welt.

II. Der Kna-be Je-sus, das schön-ste Bei-spiel für Kin-der.

1. Der klei-ne Je-sus war der frömm-ste Kna-be von der Welt. Als Je-sus zwölf Jah-re alt war, nah-men ihn sei-ne El-tern mit in den Tem-pel. Der Tem-pel war ei-ne schö-ne gros-se Kir-che in je-nem Lan-de, wo Je-sus leb-te. Es war ein wei-ter, har-ter Weg da-hin. Den-noch ging er ger-ne mit. Auf dem

We-ge war Je-sus so still und ein-ge-zo-gen, daß Je-der-mann Freu-de da-ran hat-te. In dem Tem-pel war Er so voll An-dacht, wie ein En-gel vor dem Thro-ne Got-tes. Auf dem Heim-we-ge merk-ten sei-ne El-tern auf ein-mal, daß Er nicht mehr bei ih-nen war. Sie such-ten ihn drei Ta-ge lang. End-lich fan-den sie ihn im Tem-pel. Sei-ne Mut-ter sag-te: Sohn! war-um hast du uns dies ge-than? Sieh', dein Va-ter und ich ha-ben dich mit Schmer-zen ge-sucht. Er aber ant-wor-te-te freund-lich: Wißt Ihr denn nicht, daß ich in dem Hau-se mei-nes Va-ters sein muß? So ger-ne war Er in der Kir-che. Er nahm zu an Gna-de vor Gott, wie an Al-ter.

2. Der klei-ne Je-sus war auch recht flei-ßig. Das Ler-nen war sei-ne größ-te Lust. Im Tem-pel war Er mit-ten un-ter den Leh-rern. Er hör-te ih-nen auf-merk-sam zu und frag-te sie voll Wiß-be-gier-de. Er konn-te so schön und so gut ant-wor-ten, daß Je-der-mann da-rü-ber er-staun-te. Er wur-de al-le Ta-ge ver-stän-di-ger. Er nahm zu an Weis-heit und Ver-stand, wie an Al-ter.

3. Der klei-ne Je-sus war ge-gen al-le Men-schen gut und freund-lich. An Ihm sah man nie ein fin-ste-res Ge-sicht. Aus sei-nem Mun-de kam nie ein bö-ses Wort. Er that kei-nem Kin-de was zu leid. Er be-trüb-te die al-ten Leu-te nie. Im-mer sag-te Er die Wahr-heit, und nahm und ver-darb nie das Ge-ring-ste. Er that Je-der-mann, was Er nur konn-te, zu Ge-fal-len. Er nahm zu, wie an Alter, so an Gna-de und Lie-bens-wür-dig-keit vor den Men-schen.

4. Der klei-ne Je-sus war recht folg-sam und ge-hor-sam. Er that sei-ner lie-ben Mut-ter Al-les zu lieb, was Er ihr nur an den Au-gen an-se-hen konn-te. Er half sei-nem Pfle-ge-va-ter treu-lich bei der Ar-beit und lern-te sein Hand-werk. Er war ganz Lie-be und

Dank-bar-keit ge-gen sei-ne lie-ben Ael-tern, und war ih-nen in Al-lem un-ter-than.

5. Lieb-ste Kin-der! dem Kna-ben Je-sus müßt ihr nun in Al-lem gleich wer-den. Sein schö-nes Bild sei euch im-mer vor Au-gen. Fromm, flei-ßig, freund-lich, folg-sam müßt auch ihr sein. Die-se vier F müßt ihr euch recht mer-ken.

III. Je-sus Chri-stus, der be-ste Kin-der-freund.

1. Als Je-sus groß war, brach-ten from-me Müt-ter ih-re Kin-der auf den Ar-men zu ihm. Sei-ne Jün-ger fuh-ren sie mit rau-hen Wor-ten an. Al-lein Je-sus sag-te lieb-reich und voll Freund-lich-keit: Las-set die Klei-nen zu mir kom-men und weh-ret es ih-nen nicht. Denn Ih-rer ist das Him-mel-reich. Und da-rauf nahm Er die Kin-der auf sei-nen Schooß, und in sei-ne Ar-me, und küß-te sie, und leg-te ih-nen die Hän-de auf, und seg-ne-te sie.

2. Einst saß Je-sus e-ben bei Ti-sche. Da kam der Va-ter ei-nes kran-ken Kin-des zu Ihm. Der fiel Je-sus zu Fü-ßen und sag-te: Mei-ne Toch-ter liegt in den letz-ten Zü-gen. Komm' doch und leg' ihr Dei-ne Hand auf, daß sie ge-sund wer-de und le-be. Je-sus stand den Au-gen-blick auf und ging mit ihm. Als Je-sus in das Haus kam, war das Mäd-chen schon todt. Va-ter und Mut-ter wein-ten. Je-sus a-ber sag-te: Wei-net nicht! Das Mäd-chen ist nicht ge-stor-ben. Es schläft nur. Und da nahm es Je-sus bei der Hand und sag-te: Mäd-chen! Ich sa-ge dir, steh auf! Den Au-gen-blick wur-de das tod-te Kind wie-der le-ben-dig und stand auf. Die El-tern wa-ren voll Er-stau-nen und voll Freu-de. Er a-ber sag-te blos, man sol-le dem Kin-de jetzt zu es-sen ge-ben.

3. Ein-mal woll-te Je-sus mit sei-nen Jün-gern in ei-ne Stadt hin-ein ge-hen. Da trug man ge-ra-de ei-ne Lei-che zum Tho-re her-aus. Es war der ein-zi-ge

Sohn ei-ner Witt-we. Die Mut-ter und vie-le Leu-te aus der Stadt gin-gen mit der Lei-che. Da Je-sus die Mut-ter sah, hat-te Er das größ-te Mit-leid mit ihr. Wei-ne nicht, sag-te Er freund-lich zu ihr. Dann be-fahl Er den Trä-gern, still zu ste-hen. Sie lie-ßen die Bah-re nie-der. Al-le sa-hen den Tod-ten in dem of-fe-nen Sar-ge lie-gen. Je-sus sag-te nun: Jüng-ling! ich sa-ge dir, steh' auf! Und der Tod-te rich-te-te sich wie-der auf, und fing an zu re-den. Al-le kam ei-ne gro-ße Furcht an. Je-sus a-ber führ-te den Sohn zu sei-ner Mut-ter.

4. Auch euch Kin-dern zu lieb litt Je-sus sehr Vie-les. Am Oel-ber-ge litt Er ei-ne sol-che Angst, daß ihm der blu-ti-ge Schweiß aus-brach. Man gei-ßel-te Ihn und drück-te Ihm ei-ne Kro-ne von spi-tzi-gen Dor-nen auf das Haupt. So-gar an das Kreuz ließ Er sich mit ei-ser-nen Nä-geln hin-na-geln. Er starb am Kreu-ze, aus Lie-be zu euch. Doch, da-von wer-det ihr schon noch mehr hö-ren.

5. Aus dem We-ni-gen, mei-ne lie-ben Kin-der! se-het ihr schon, daß ihr an Je-sus den lie-be-voll-sten und mäch-tig-sten Freund habt. Liebt ihn nun auch recht von Her-zen, und schenkt Ihm eu-er gan-zes Ver-trau-en.

IV. Je-sus Chri-stus, der be-ste Leh-rer der Kin-der.

1. Lie-be Kin-der! auch eu-er be-ster Leh-rer ist Je-sus Chri-stus. Was Er sag-te, ist so klar, daß es auch schon Kin-der ver-ste-hen kön-nen. Was Er lehr-te, ist so schön, daß auch schon Kin-der Freu-de da-ran ha-ben müs-sen. O! mei-ne lieb-sten Kinder! denkt euch: Je-sus sei in eu-rer Mit-te, ihr se-het sein freund-li-ches An-ge-sicht, ihr hö-ret sei-ne lieb-li-che Stim-me. Laßt euch sein, Er neh-me euch auf sei-nen Schooß und in sei-ne Ar-me, und sa-ge euch Al-les selbst, was jetzt folgt:

2. Lie-be Kin-der! So hat Gott die Welt ge-liebt, daß Er sei-nen ein-zi-gen Sohn für sie da-hin gab. Al-le, die an Ihn glau-ben, ge-hen nicht ver-lo-ren, son-dern sie wer-den das e-wi-ge Le-ben ha-ben.

3. Ich bin der gu-te Hirt. Ich ken-ne mei-ne Scha-fe und sie ken-nen mich. Mei-ne Scha-fe hö-ren mei-ne Stim-me und fol-gen mir nach. Ein gu-ter Hirt läßt sein Le-ben für sei-ne Scha-fe. Ich ge-be ih-nen das e-wi-ge Le-ben. Sie wer-den e-wig nicht ver-lo-ren ge-hen. Nie-mand wird sie aus mei-ner Hand rei-ßen.

4. Ich bin der wah-re Wein-stock, ihr seid die Re-ben. Die Re-be kann kei-ne Frucht bringen aus sich selbst, sie blei-be denn am Wein-stock. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt vie-le Frucht. Wer nicht in mir bleibt, der wird weg-ge-wor-fen und ver-dorrt, wie ein dür-rer Reb-zweig. Man nimmt ihn und wirft ihn in's Feu-er und ver-brennt ihn.

5. Lie-be Kind-lein! Wie mein Va-ter mich liebt, so lie-be ich euch. Nie-mand hat ja ei-ne grö-ße-re Lie-be, als die, daß er sein Le-ben für sei-ne Freun-de ge-be. Das ist nun mein Ge-bot, daß ihr ein-an-der lie-bet, wie ich euch lie-be. Da-ran wird Je-der-mann er-ken-nen, daß ihr mei-ne Jün-ger seid, wenn ihr ein-an-der lie-bet.

6. Wenn ihr mich lieb habt, so hal-tet mei-ne Ge-bo-te. Wer mei-ne Ge-bo-te hat und sie hält, der ist's, der mich liebt. Wer mich nicht liebt, der hält auch mei-ne Ge-bo-te nicht. Wer mich a-ber liebt, den liebt auch mein Va-ter und ich lie-be ihn. Um was er den Va-ter bit-ten wird in mei-nem Na-men, das wird ihm der Va-ter ge-ben.

7. In dem Hau-se mei-nes Va-ters sind vie-le Woh-nun-gen. Auch für euch be-rei-te ich da ei-nen Ort. Ich wer-de einst kom-men, und euch zu mir neh-men, da-mit ihr seid, wo ich bin. Ihr wer-det mich

se-hen, und eu-er Herz wird sich freu-en, und Nie-mand soll eu-re Freu-de von euch neh-men.

8. Dies hab' ich zu euch ge-re-det, da-mit mei-ne Freu-de in euch blei-be, und eu-re Freu-de voll-kom-men wer-de. Da ihr die-ses wis-set, se-lig seid ihr, wenn ihr es auch thut.

Von dem heiligen Geiste.

I.

Lie-be Kin-der! Je-sus Chri-stus starb, wie ihr ge-hört habt, aus Lie-be zu uns am Kreu-ze. Er wur-de be-gra-ben. Sei-ne Jün-ger trau-er-ten und wein-ten um Ihn. Al-lein e-he drei Ta-ge ver-gin-gen, kam Er wie-der le-bend aus dem Gra-be her-vor. Voll gött-li-cher Herr-lich-keit stand er plötz-lich in ih-rer Mit-te, und ih-re Ver-wun-de-rung und Freu-de war un-aus-sprech-lich.

II.

Je-sus blieb nun noch meh-re-re Ta-ge bei ih-nen. Dann führ-te Er sie hin-aus auf ei-nen Berg. Hier nahm Er Ab-schied von ih-nen. Schon vor sei-nem To-de hat-te Er ih-nen ge-sagt: Sie sol-len nicht trau-rig sein, daß Er sie ver-las-se. Er wer-de ih-nen an-statt Sei-ner den *hei-li-gen Geist* sen-den. Die-ser wer-de sie leh-ren, stär-ken, trö-sten, und im-mer bei ih-nen blei-ben. Die-ses Ver-spre-chen wie-der-hol-te Er ih-nen jetzt noch-mal. Da-rauf schweb-te Er vor ih-ren Au-gen in die Hö-he — im-mer hö-her und hö-her hin-auf gen Him-mel, bis Er aus ih-ren Au-gen ver-schwand.

III.

Die Jün-ger blie-ben in ei-nem gro-ßen Saa-le bei-sam-men und war-te-ten auf den hei-li-gen Geist. Ei-nes Mor-gens nun kam er. Se-hen konn-ten sie Ihn zwar nicht. Al-lein sie sa-hen und hör-ten Zei-chen sei-ner An-kunft. Ein mäch-ti-ger Sturm-wind er-schüt-ter-te den Saal. Feu-er-flam-men schweb-ten ü-ber ih-ren Häup-tern. Auch er-kann-ten und em-pfan-den sie in-ner-lich, daß er nun ge-kom-men sei. Gött-li-che Weis-heit er-leuch-te-te ih-ren Ver-stand. Himm-li-sche Freu-de an al-lem Gu-ten er-füll-te ihr Herz. Sie fin-gen an, Gott laut da-für zu lo-ben und zu prei-sen.

IV.

Lie-be Kin-der! In die-ser Ge-schich-te gibt sich euch der hei-li-ge Geist recht schön und klar zu er-ken-nen — durch Zei-chen o-der Gleich-nis-se.

Das Feu-er leuch-tet. In fin-ste-rer Nacht seht ihr mit of-fe-nen Au-gen nichts. Geht a-ber die lie-be Son-ne auf, so ma-chen ih-re gol-de-nen Strah-len euch die gan-ze Welt hell. So er-leuch-tet der hei-li-ge Geist un-sern Ver-stand. Das Feu-er er-wärmt. Bei gro-ßer Käl-te ist Al-les voll Eis und Schnee. Es friert euch, und ist euch gar nicht wohl. Ihr könnt kaum ei-nen Fin-ger be-we-gen. Schein. a-ber im Früh-lin-ge die Son-ne recht warm und lieb-lich, so schmilzt Eis und Schnee. Blätt-lein und Bäum-lein kom-men her-vor, und Al-les fängt an zu grü-nen und zu blü-hen. Ihr seid mun-ter und froh, und hüp-fet und sin-get vor Freu-de.

So er-wärmt der hei-li-ge Geist un-ser Herz — und giebt al-lem Gu-ten da-rin Wachs-thum und Ge-dei-hen. Die Luft be-lebt. Oh-ne daß wir sie se-hen, ath-men wir sie je-den Au-gen-blick ein. Oh-ne Luft

kön-nen wir gar nicht le-ben. So kön-nen wir oh-ne den hei-li-gen Geist, ob wir Ihn gleich nicht se-hen, nicht gut und hei-lig le-ben.

V.

In die-ser Ge-schich-te giebt sich der hei-li-ge Geist euch noch kla-rer und schö-ner zu er-ken-nen — durch sei-ne *Tha-ten und Wir-kun-gen.*

Be-vor er kam, wa-ren die Jün-ger un-ver-stän-dig, feh-ler-haft, klein-mü-thig. Nach-dem Er ge-kom-men war, sa-hen sie al-les hell und klar ein, was Je-sus ih-nen ge-sagt hat-te. Sie fühl-ten neu-e Lust und Kraft zum Gu-ten. Sie wa-ren voll Freu-dig-keit, voll Mu-thes und Tro-stes in al-len Lei-den. E-ben-so wie die Jün-ger kön-net nun auch ihr erst durch den hei-li-gen Geist recht *ver-stän-di-ge, gu-te, zu-frie-de-ne* Men-schen wer-den. Wenn euch da-her das Ler-nen schwer wird, wenn euch das Gu-te hart an-kommt, wenn ihr trau-rig seid, so bit-tet nur recht herz-lich um den Bei-stand die-ses, gu-ten, hei-li-gen Gei-stes.

VI.

Lie-be Kin-der! Nun habt ihr meh-re-res ge-hört von un-se-rem lie-ben Va-ter im Him-mel, von sei-nem lie-ben Soh-ne, und von dem hei-li-gen Gei-ste, der mit dem Va-ter und Soh-ne Ei-nes ist. — Ein un-end-lich wei-ser, gü-ti-ger mäch-ti-ger Gott. Es war das Er-ste, was ihr zu Hau-se ler-nen muß-tet, daß ihr al-les thun sol-let: Im Na-men des Va-ters, des Soh-nes und des hei-li-gen Gei-stes. Ihr wer-det diese Worte nun ver-ste-hen, und das ist für euch in-des-sen ge-nug — wenn ihr auch dar-nach thut. Seid da-her stets gu-te Kin-der des Va-ters im Him-mel, folg-same Jün-ger Je-su, und eu-er Herz sei stets rein und hei-lig — ein Tem-pel des hei-li-gen Gei-stes.

II. Abtheilung.

Schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen.

I. Reihe: Unterscheidung des Guten und des Bösen.

Der Knabe vor dem Apfelkorbe.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah darin keinen Menschen; wohl aber sah er am Fenster einen Korb voll Aepfel stehen. „Das sind schöne Aepfel," dachte er bei sich, und ging näher hinzu und sah sie noch begieriger an. Ja, er griff schon nach dem Korbe und nahm einige heraus; aber nein! sagte er, das wäre nicht recht, das darf ich nicht thun. Wenn mich auch Niemand sieht, so sieht mich doch Gott! Er weiß ja Alles! Er ließ Korb und Aepfel stehen und wollte gehen.

„Halt, bleib!" rief Jemand in der Stube. Wie erschrak da der Knabe! und wie noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gesessen hatte, auf ihn zuging. Fürchte dich nicht, sagte der Mann zu dem Knaben: du bist ein gutes Kind! Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt so viel Aepfel, als du willst und einstecken kannst. Merke dir aber dein ganzes Leben das Verschen:

Auch wenn du ganz alleine bist,
Thu' niemals das, was unrecht ist.

Der Sohn ernährt den Vater.

Martin ging zu einem Bauern und hielt um Arbeit an, damit er sich etwas verdiene. „Ja," sagte der Bauer, „ich will dich zum Viehhüten annehmen. Wenn du fleißig bist, so gebe ich dir zu essen und für den ganzen Sommer sechs Gulden." Ich will recht fleißig sein, sagte Martin; aber ich bitte dich, gieb mir den Lohn an Gelde gleich in jeder Woche. Ich habe zu Hause einen armen Vater. Ihm möchte ich gern wöchentlich meinen Lohn geben.

Der Bauer, dem diese kindliche Liebe über die Maßen gefiel, willigte gern ein und vermehrte noch den Lohn. Und der Sohn trug alle Samstage seine Groschen, und was er sonst noch an Brod und Butter seinem eigenen Munde abdarben konnte, fleißig nach Hause.

Das war wohl ein gutes, dankbares Kind!

Meine Kraft den Eltern weihen,
Wenn sie kraftlos sind und schwach,
Sie mit Hülf' und Trost erfreuen
Bei des Alters Ungemach:
Dies ist Kindes heil'ge Pflicht;
O, mein Herz, vergiß es nicht!

Ach, die Mutter ist krank

Eine Mutter lag krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größeren knieten oft zusammen nieder und beteten, daß der liebe Gott die Mutter wieder gesund werden lasse.

Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei dem Bette der Mutter und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden und aufstehen würde.

Auch fragte einst das Kind, da es bei dem Krankenbette ein Glas stehen sah: „Mutter, was ist dies?" Die Mutter antwortete: „Kind, dies ist etwas gar Bitteres, und ich muß es doch trinken, damit ich wieder gesund werde." „Mutter," sagte das gute Kind in der Einfalt des Herzens, „wenn es so bitter ist, will ich es für dich trinken, damit du wieder gesund werdest."

Und die kranke Mutter hatte bei allen ihren Schmerzen Trost und Linderung, da sie sah, wie sehr sie von ihren Kindern geliebt wurde.

Gute Kinder sind die Freude und der Trost der Eltern.

Die allerschönste Tugend übt:
Wer Gott und Eltern kindlich liebt.

Die guten Geschwister.

Ein Vater wollte seinen zwei Kindern, die ihm durch ihren Fleiß und Gehorsam viele Freude machten, auch eine Freude machen. „Kinder," sagte er an einem schönen Morgen, „heute will ich euch zu unserm Vetter führen. Da könnt ihr euch im Garten bei seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur ein anderes Kleid anziehen und komme gleich wieder."

Sein kleiner Sohn, voll Freuden darüber, hüpfte lustig umher und stieß unvorsichtiger Weise einen Krug vom Tische.

Elisabeth, seine Schwester, bückte sich gleich auf den Boden, die Scherben aufzuheben, aber da kam der Vater herein. „Nun, Elisabeth, was hast du angefangen?" fragte er etwas unwillig.

„O lieber Vater," sagte Elisabeth ganz erschrocken, „sei doch nicht böse!" „Böse," antwortete der Vater, „bin ich nicht. Da aber auch an einem fremden Orte vor dir die Krüge nicht sicher sein würden, so darf ich dich heute nicht mitnehmen."

„Ich will gern zu Hause bleiben," sagte das gute Kind, „wenn der Vater nur nicht böse ist."

Jetzt konnte sich ihr Bruder nicht länger halten. Er trat mit weinenden Augen vor den Vater und sagte: „ich, aber nicht die Schwester, nein, ich habe den Krug zerbrochen, und ich muß zu Hause bleiben."

Der Vater, voll Freude über das gute Herz seiner Kinder und über die Liebe zu einander, nahm beide in seine Arme und sprach: „Ihr seid beide liebe Kinder! Ihr sollt beide mitgehen!" Jetzt war die Freude noch größer.

So liebreich sollen alle Geschwister gegen einander sein!

Wie steht es doch Brüdern und Schwestern so fein,
Verträglich und friedlich zusammen zu sein!

Das wohlthäiige Kind.

Das kleine, gute Julchen saß
einmal vor ihrer Thür und aß
vergnügt ihr Vesperbrod.
Da kam ein armer, alter Mann
und sah das Mädchen bittend an,
und klagte seine Noth:

Den ganzen Tag ging ich umher —
ach, liebes Kind, mich hungert sehr,
gib mir ein Stückchen ab!
Und Julchen reicht mit edlem Sinn
ihr ganzes Vesperbrod ihm hin,
das ihr die Mutter gab.

Gott segne dich! du liebes Kind.
Bleib immer fromm und gut gesinnt,
so wirst du glücklich sein!
Wer gerne wohlthut, wo er kann,
so sprach der arme alte Mann,
den wird Gott auch erfreu'n.

Sei barmherzig auch gegen Thiere.

Dietrich, Albrecht und Luischen fanden in ihrem Garten ein Grasmückenneſt. Sechs niedliche Vögelchen saßen darin, noch zu klein, um ausfliegen zu können, aber doch schon ziemlich befiedert. Die Kinder hatten eine große Freude über ihren Fund. Dietrich nahm die schüchternen Thierchen aus, und theilte sich in dieselben mit seinem Bruder und seiner Schwester. Sie setzten sie auf die Erde und hatten ihre Lust an dem Herumhüpfen der Vögelchen, die sich mit ihren Flügeln noch nicht recht zu helfen wußten. Die Mutter sah ängstlich von einem Baume herab dem gefährlichen Spiele der Kinder mit ihren Jungen zu, hüpfte von Zweig zu Zweig und lockte sie unaufhörlich. Die Kleinen hörten ihr Rufen; allein umsonst, sie waren in der Gewalt der Knaben. „Was fangen wir nun

mit ihnen an?" fragte Dietrich, als sie lange genug damit gespielt hatten. „Ich äze*) die kleinen Närrchen groß," antwortete Albrecht. „Weißbrod, in Milch eingeweicht, fressen sie recht gern, und können sie einmal selbst fressen, so füttere ich sie mit Hanfsaamen und andern Körner aus unserm Garten." „Auch ich will sie groß füttern," sagte Dietrich. „Wenn wir aber nur einen Käfig hätten, in dem wir sie verwahrten." — „Ei was," erwiederte Albrecht, „unser Zimmer ist der beste Käfig, wir lassen sie herumhüpfen, und müssen sie noch ein Nest haben, so setze ich sie in meine alte Pelzmütze, die sie schön warm halten wird." — „Und ich," sprach Luischen, „ich trage die armen kleinen Vögel wieder in ihr Nest, denn die Mutter dauert mich gar zu sehr. Hört nur, wie sie schreit und seht, wie ängstlich sie herumhüpfet. Was würde nicht unsere eigene Mutter für einen Jammer haben, wenn einige Riesen kämen und uns vor ihren Augen aus dem Bette holten und fortschleppten? Und wie würden wir nicht selbst zittern und schreien? Wir sind ja wirkliche Riesen gegen die kleinen Thiere, und wenn wir sie auch noch so zart anfassen, so können wir ihnen leicht wehe thun." — „Geh," sagte Dietrich, „du bist eine barmherzige Schwester." „Wenn du deine Vögel wieder in das Nest setzen willst, so kannst du das, aber du wirst schon sehen, daß sie in ein paar Tagen ausgeflogen sind, und dann hast du Nichts." — „Und bis dahin besuche ich sie täglich," erwiederte Luischen, „und sehe, wie sie wachsen und zunehmen." — Indem sie so sagte, trug sie die Vögelchen wieder in das Nest, und kaum hatte sie sich entfernt, so war die Mutter schon bei ihnen und brachte ihnen Futter. Sie flog aber sogleich wieder davon, um auch ihre andern Kleinen zu holen, allein umsonst; sie bekam sie nie wieder zu sehen. Die beiden Knaben weichten sogleich Weißbrod in Milch und suchten die Vögelein zu äzen; aber die Kleinen wollten den Schnabel nicht aufsperren, und sie mußten ihnen denselben mit Gewalt öffnen. Wenn auch die beiden Brüder, so gut sie konnten, die Stimme der Mutter nachzuahmen suchten, so merkten doch gar bald die Vögel, daß es nicht ihre Mutter war; deswegen waren sie traurig und wollten nicht fressen. Albrecht hatte, wie so viele andere Kinder, die üble Gewohnheit, keine Thür hinter sich zuzumachen. Dies merkte am

*) Äzen (äßen), so viel als füttern.

zweiten Tage der große Kater, der die Vögelein zwitschern hörte. Er schlich sich in Albrechts Zimmer, holte einen Vogel nach dem andern aus der Mütze, trug sie fort und verzehrte sie lebendig, so sehr sie auch schrieen und flatterten. Albrecht fand nichts mehr von ihnen, als einige ausgerupfte Federn. Dietrich hatte zwar die seinigen besser bewahrt, sie kamen aber doch noch kläglicher ums Leben. Anstatt sie sorgsam zu äzen, pfropfte er ihnen den Schnabel so voll Brod, daß sie ihn nicht mehr zumachen konnten und jämmerlich ersticken mußten. Luischen, die von diesem doppelten Unglück hörte, konnte vor Kummer beinahe die ganze Nacht kein Auge zuthun, und wenn sie ein wenig einschlummern wollte, so kamen ihr immer im Traume die armen Vögelchen vor, wie sie von des Katers scharfen Klauen verwundet und lebendig von seinen spitzigen Zähnen zerbissen wurden, oder wie sie verschmachteten mit dem Schnabel voll Futter. Kaum dämmerte der Tag, so lief sie in den Garten und sah nach dem Nest. Aber ihre beiden Kleinen saßen noch ganz froh und munter darin, und da diese sie erblickten, sperrten sie die Schnäbelchen auf, weil sie meinten, es sei die Mutter, die da komme, sie zu füttern. Da streichelte sie Luischen mit den Fingern und lachte sie an. — „Seid ruhig ihr guten Vögelchen," sagte sie, „euch soll kein Kater fressen und keine ungeschickte Hand soll euer junges Leben rauben. Ich will euch groß ziehen lassen von eurer Mutter, und mich freuen, wenn ihr zwitschernd von Baum zu Baum flattert, und euch in der lieblichen Frühlingssonne wärmet."

Das Kanarienvögelein.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sagte: „Du sollst eins bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgsam sein wirst!" — Und Christine versprach es.

Eines Tages kam Christine aus der Schule heim. Da sagte die Mutter: „Ich gehe jetzt ein wenig aus. Hier auf dem Tische steht ein schönes neues Schächtelchen. Mache es nur ja nicht auf; rühre es auch nicht an! Wenn du mir folgst, werde ich dir, sobald ich zurückkomme, eine große Freude machen."

Kaum war die Mutter zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. „Es ist leicht," sagte es, „und in dem Deckel sind kleine Löcher! Was mag doch wohl darein sein?" Es dachte, die Mutter sieht es ja nicht, und machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube umher.

Christine wollte das Vögelein geschwind fangen und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Während sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube umherjagte — trat die Mutter herein und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vögelein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdientest. Jetzt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler zurückgeben."

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
seh'n es auch gleich die Eltern nicht.

Der Schatz im Acker.

In einem weit entfernten Lande geriethen einst zwei Nachbarn in einen sonderbaren Streit. Der Eine hatte nämlich von dem Andern einen Acker gekauft und hatte bei dem Umgraben einen Schatz gefunden. Er ging nun sogleich zu dem Nachbarn, erzählte ihm das Ganze und sagte: Ich kann diesen Schatz nicht mit gutem Gewissen behalten; denn ich kaufte nur den Boden und habe an dem Schatze kein Recht: Nimm also, was dein ist.

Der Andere sagte: Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört also auch nicht mir zu; überdies habe ich mit dem Boden auch Alles, was darin ist, verkauft; ich habe also kein Recht mehr; ich kann daher das viele Gold und Silber ebensowenig mit gutem Gewissen annehmen.

Endlich vereinigten sie sich und entschieden, mit diesem Gelde armen Waisenkindern zu Hülfe zu kommen, daß sie gut erzogen und unterrichtet würden.

Ein fremder Mann, der diesen edlen Streit anhörte, war höchst erstaunt und sagte: In meinem Lande wäre die

Sache ganz anders gegangen. Der, welcher den Schatz gefunden haben würde, hätte gar nicht daran gedacht, dem Andern nur einen Heller zu geben, und hätte den ganzen Schatz für sich zu behalten gesucht. Daraus wäre ein Streit entstanden, man hätte vor Gericht einen langen Prozeß angefangen, und dieser Prozeß hätte mehr gekostet, als der ganze Schatz werth wäre.

Die Nachbarn verwunderten sich. Wie, sprach einer davon, scheint in deinem Lande auch die Sonne? O ja! sagte der Mann. Regnet es dort auch? fragte Jener weiter. Freilich! sagte der Mann. Das ist sonderbar, sprach der Fragende; allein, gibt es bei euch auch Kühe und Schafe? Sehr viele, sagte der Fremde. Nun wohl! rief jetzt Jener, so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdient es wahrhaftig nicht.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Die Ehrlichkeit.

Stephan wohnte nahe vor dem Thore der Stadt. Einmal wurde er von seiner Mutter zur Stadt geschickt, um Etwas zu holen. Als er wieder zurückging, fand er ein schönes Taschenmesser. Er war sehr froh, denn schon längst hatte er sich ein solches Taschenmesser gewünscht. Bald darauf begegnete ihm ein Mann, der die Vorübergehenden fragte, ob sie ein Taschenmesser gefunden hätten. Das sah und hörte Stephan, sagte aber nichts; behielt das Messer und ging damit nach Hause. Als Stephan nach Hause kam, zeigte er das Messer seiner Mutter und sagte zu ihr: Seht, das schöne Messer habe ich eben auf dem Wege gefunden! Ei, sprach die Mutter, wenn wir nur wüßten, wem es gehört, damit du es ihm wieder geben könntest. Nein, Mutter, erwiederte Stephan, das Messer will ich behalten. Es gehört jetzt mir, ich habe es ja gefunden! — Meinst du denn, sagte die Mutter, daß man das Gefundene behalten darf, wenn man weiß, oder

erfahren kann, wer es verloren hat? Wie würde es dir gefallen, wenn du Etwas verloren hättest und der Finder wollte es nicht wiedergeben? — Unterdessen kam der Mann, der das Messer verloren hatte, wieder zurück und erzählte einem Bekannten seinen Verlust. Das hörte Stephan und seine Mutter. Geschwind, Stephan, sagte sie, gehe hin und gib dem Manne das Messer zurück. Wenn du es jetzt behalten wolltest, wäre es eben so schlecht, als hättest du es dem Manne gestohlen. — Stephan erkannte jetzt, daß er das Messer nicht behalten dürfe, und brachte es dem Manne zurück

---

Der Geldbeutel.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baum im Walde und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr in einem grünen Kleide und mit einem Stern auf der Brust, jagte eben im Walde, kam herbei und sprach: „Kleiner, warum weinest du?“

„Ach,“ sagte Norbert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen. Nun habe ich das Geld sammt dem Beutel unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelchen?“ — „Ach nein,“ sagte Norbert, „das meinige war ganz schlecht, und es war auch kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses sein!“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelchen aus der Tasche. „Ja,“ rief Norbert voll Freude, „dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so fromm und ehrlich bist, so schenke ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengsten,
Und ehrlich währt am längsten

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geschrei herbei, zeigte ihm eine volle Geldbörse und fragte ihn: „Ist dies der Beutel, den du verloren hast? „Ja,“ rief Stephan und griff mit beiden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit ernster Stimme: „Unverschämter Bube! Dem Fürste unterstehst du dich, vorzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen!“ Er züchtigte ihn mit einer Ruthe, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eig'nen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

Schamhaftigkeit.

Die kleine, gute Marie ging an einem Feiertage nach der Christenlehre mit anderen Kindern in den Wald, um Erdbeeren zu sammeln. Sie fanden nicht viele und gingen also immer weiter in's Gehölz.

Da es bereits dunkel wurde, kehrten sie nach Hause zurück. Sie mußten wieder über einen Bach setzen. Aber der Steg, über welchen sie zu gehen hatten, war jetzt zu weit von ihnen entfernt. Sie würden von der Nacht überfallen worden sein, wenn sie den langen Umweg bis zum Stege noch gemacht hätten. Die Kinder entschlossen sich kurz: sie zogen Schuhe und Strümpfe aus, nahmen sie in die Hände und wateten durch. Aber das that Maria nicht. Sie wollte lieber den langen Umweg machen und bis zum Stege gehen, als vor Anderen die Strümpfe ausziehen.

Unterdessen war ihre Mutter nicht wenig bekümmert, weil es spät am Abend und ihr Kind noch nicht zu Hause war. Sie erfragte von den anderen Kindern, daß Marie im Walde zurückgeblieben sei. Das ängstigte die Mutter noch mehr.

Sie machte sich schon auf den Weg, um ihr Kind zu suchen. — Da kam Maria fast um eine Stunde später als die anderen Kinder. „Wo bist du so lange gewesen?" war das erste Wort der Mutter. Maria antwortete: Die Anderen sind durch den Bach gewatet. Ich habe mich nicht getraut, die Strümpfe auszuziehen. Hast du doch, liebes Mütterchen, mir oft gesagt, ich sollte allezeit schamhaft sein. Ich bin gleich von ihnen weggegangen."

Die Mutter. Da hast du recht gethan. Aber du hättest mit fremden Kindern gar nicht in den Wald gehen sollen.

Marie. O, liebe Mutter, verzeih' es mir nur diesmal. Es wird gewiß nicht mehr geschehen! Ich habe es schon genug bereut.

Die Mutter. Warum? Ist dir etwas zu Leid geschehen?

Marie. Nein, aber ein Bube führte unanständige Reden. Ich habe zwar nicht verstanden, was er gesagt hat. Aber es muß doch nicht recht gewesen sein, weil einige Kinder sagten, er solle sich schämen, so zu reden, wenn andere auch dazu gelacht haben.

Die Mutter. Danke Gott, mein Kind, daß er dich diesmal beschützt hat; aber lasse es dir künftig zur Warnung sein! Gehe nie mit fremden Kindern an abgelegene oder verborgene Orte. Gehe nicht mit ihnen allein um, ohne daß Jemand auf dich Acht gibt. Wie leicht könntest du von einem bösen Kinde auch zum Bösen verführt werden! Sei allezeit und überall schamhaft und behutsam! Vergiß ja nicht, daß Gott Alles sieht, Alles weiß; dann wirst du auch gewiß nie etwas thun oder zulassen, dessen du dich vor seinen heiligsten Augen zu schämen und worüber du dich vor Gott zu fürchten hättest.

Marie folgte der Warnung und Ermahnung ihrer Mutter, und blieb allezeit ein so schamhaftes und sittsames Kind, daß man sie auch anderen Kindern zum Beispiele vorstellte.

O Farbe meiner Unschuld blüh',
Blüh' und verwelke nicht!
Kein glühend Roth bedecke je
Mit Scham mein Angesicht!

Was ist recht oder unrecht?

Georg hatte zwei Brüder, Benedict und Franz, und zwei Schwestern, Catharina und Elisabeth. Ihr Vater wünschte nichts mehr, als sie alle zu recht guten und frommen Menschen zu erziehen. Darum sagte er ihnen oft: Kinder, dies müßt ihr thun, denn es ist recht, oder: jenes dürft ihr nicht thun, denn es ist nicht recht.

Um ihnen das verständiger zu machen, erzählte er ihnen mitunter verschiedene Handlungen der Menschen, und ließ auch die Kinder selbst oft erzählen, was sie bei Anderen gesehen, oder von ihnen gehört hatten. Dann fragte er sie um ihre Meinung, ob dieses oder jenes recht, oder unrecht gewesen wäre. Einst an einem Abend, als alle Kinder beisammen waren, führte er mit ihnen folgendes Gespräch:

Ich habe, sagte er, unserm Lorenz, wenn er mir treu diene, 20 Gulden Jahrlohn versprochen. Nun ist sein Jahr aus: er war treu und fleißig. Thät ich recht, wenn ich ihm weniger gäbe? Nein, sagte Franz, man muß Jedem geben, was ihm gebührt; und halten, sagte Elisabeth, was man versprochen hat. Ich könnte ja sagen, antwortete der Vater, ich hätte ihm nicht so viel versprochen. Lügen, riefen alle Kinder, lügen ist nicht recht.

Benedict erzählte: gestern sind dem Knechte unseres Nachbars ein Paar neue Schuhe und drei Hemden abgestohlen worden. Wer das gethan hat, setzte er hinzu, hat großes Unrecht gethan

Ja, sagte der Vater, der hat großes Unrecht gethan, denn er hat sich an dem Eigenthum eines Andern vergriffen, und das soll kein Mensch. Das darf nur ein Thier, dem Gott keine Vernunft verliehen hat. Wisset ihr mir, fuhr der Vater fort, nicht mehr zu erzählen?

Elisabeth fing an: Ich habe am Sonntag mein Gebetbüchlein in der Kirche liegen lassen. Der Knabe, der eine blinde Mutter hat (der Vater kennt ihn), hat das Büchlein gefunden und es mir wieder zugestellt. Ja, versetzte der Vater, ich kenne ihn, ich habe ihn oft gesehen, wie sorgfältig er seine blinde Mutter in die Kirche führt. Gefällt euch seine Redlichkeit und seine Liebe gegen die Eltern? Ja, ja, antworteten alle Kinder.

Das Gespräch dauerte noch länger, Georg redete wenig;

Catharine hingegen, die ältere Tochter, wußte am besten zwischen dem, was recht oder unrecht ist, zu entscheiden. Denn sie merkte allemal in der christlichen Lehre fleißig auf. Auch hatte der Pfarrer erst unlängst die zehn Gebote Gottes erklärt. Jeder vernünftige Mensch, sagte er, könne diese Gebote wissen und müßte sie halten. Sie geböten ja nichts Anderes, als was alle guten Menschen wünschen, daß geschehen möchte. Sie wären in unser Herz geschrieben, weil uns schon unsere eigene Vernunft und unser Gewissen sage: Du sollst Gott und deine Eltern lieben und ehren. Du sollst nicht tödten. Du sollst nichts wider die Ehrbarkeit thun. Du sollst nicht stehlen, nicht lügen oder falsches Zeugniß geben. Du sollst nicht nach fremdem Gute trachten.

Wer hier stets, was recht ist, thut,
Dem geht's jetzt und künftig gut.

Was ist an dem Menschen am meisten zu schätzen?

Christoph war ein reicher Mann. Weil er selbst keine Kinder hatte, so wollte er von seinem Vermögen andere Kinder glücklich machen. Einen armen Knaben und ein armes Mädchen wollte er an Kindes Statt annehmen und zu seinen Erben einsetzen.

Als das einige dürftige Eltern vernommen hatten, stellten sie ihm gleich ihre Kinder vor, mit der Bitte, er möchte eines von ihnen annehmen. Sie wußten auch Vieles zum Lobe ihrer Kinder anzuführen und dieselben bestens zu empfehlen. „Mein Sohn," hieß es, „ist gut gewachsen und stark an Kräften." — „Mein Knabe," sagte ein Anderer, „hat einen guten Kopf. Er kann schon hübsch schreiben und gut rechnen!" Noch beredter waren die Mütter. „Mein Mädchen läßt sich schon zu verschiedenen Arbeiten gebrauchen. Sie greift Alles geschickt an. Sie weiß sich bei allen Leuten beliebt zu machen. Sie ist auch — ich sollte sie wohl nicht selbst rühmen — nicht häßlich gestaltet u. s. w."

Christoph wollte die Sache nicht übereilen, sondern eine kluge und vernünftige Wahl treffen. Er sah nicht zuerst auf Verstand und Geschicklichkeit, noch weniger auf Schönheit des Körpers, sondern zuerst und hauptsächlich auf gute Sitten.

Er erkundigte sich deßhalb auch bei anderen Leuten nach der Aufführung der Kinder, und besonders bei dem Herrn Pfarrer und Schullehrer. Endlich nach vielem Nachfragen und reifer Ueberlegung nahm er einen Knaben und ein Mädchen an Kindes Statt auf. Sie hatten sich bisher durch Fleiß, Gehorsam und Frömmigkeit vor anderen ausgezeichnet.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Tagen glaubte Christoph, daß er doch noch zu voreilig gewesen wäre. Nicht weit vom Orte, wo Christoph war, wohnte in einer schlechten Hütte ein armer, kranker Taglöhner, der eine einzige Tochter hatte. Sie hieß Rosine und war etwa sechszehn Jahre alt. Als der kranke Vater von dem Vorhaben des reichen Mannes hörte, sagte er zu seiner Tochter: „Liebes Kind! du siehst, ich kann nicht vom Bette aufstehen. Geh' also selbst zum Herrn Christoph und sage ihm: ich lasse ihn inständig bitten, er möge sich deiner erbarmen. Bitte ihn so schön du kannst, daß er dich zu sich nimmt. Mit mir wird es ja nicht lange mehr dauern!"

Rosine aber weinte laut. Sie nahm ihren Vater bei der Hand und sagte: „Nein, lieber Vater, dich verlasse ich nicht! Wer würde dir in deiner Krankheit aufwarten? Ich will lieber Noth und Hunger leiden, als anderswo im Ueberfluß leben. Dich verlasse ich nicht!" Der Vater schwieg, weil er sein gutes Kind nicht noch mehr betrüben wollte.

Dieses Alles erfuhr Christoph nach einiger Zeit. Er hörte auch sonst von Rosine nichts als Gutes. Wie sie fromm und sittsam und dabei gegen alle Menschen so liebreich und dienstfertig sei. „Hätte ich das früher gewußt," sagte Christoph zu einem seiner Freunde, „ich hätte Rosine vor allen Anderen an Kindes-Statt angenommen. Sie hätte dieses Glück schon deßwegen verdient, weil sie es aus Liebe zu ihrem armen Vater so edelmüthig ausgeschlagen hat. Für ihren Vater würde ich schon gesorgt haben. Aber ich will auch wohl für sie noch sorgen." — „Genug," versetzte sein edler Freund, „daß sie es verdient hat!"

Tugend hat ihren eigenen Werth:
Sie ist das höchste Gut des Menschen;
Jedem, den man schätzt und ehrt,
Gibt die Tugend erst den Werth.

Ein recht vergnügter Abend.

Ein Vater hatte drei Kinder, die er in allem Guten unterrichtete, und die sich auch Alles fleißig merkten, was ihnen der liebe Vater sagte.

An einem schönen Sommerabend sah er im Garten die Kinder um sich. Er nahm die nächsten zwei bei der Hand und sprach: „Nun, liebe Kinder, ich habe euch oft gesagt, daß Jedem das Nachtessen wohl schmecke und daß man süß darauf schlafe, wenn man sich am Abend an viel Gutes erinnern könne, das man den Tag hindurch gethan habe. Habt ihr auch heute etwas Gutes gethan?" „Ja," sagte Barbara, das kleinste, „ich habe heute mein Brod einem armen Kinde gegeben, das mich ganz hungrig ansah." „Und ich," sagte Georg, ihr Bruder, „ich habe heute die Gartenthüre unseres Nachbars offen gesehen und dieselbe zugeschlossen. Denn das Vieh, welches oft umhergeht, könnte leicht in seinen Garten kommen und Schaden anrichten." „Und du, Wolfgang?" sagte der Vater zum ältern Sohne. Wolfgang sah auf die Erde und schwieg. „Hast du heute nichts, gar nichts Gutes gethan?" fragte der Vater. Wolfgang antwortete: „Der Vater hat uns ja oft gesagt, wir sollen davon schweigen, wenn wir etwas Gutes gethan haben. Genug, daß es Gott weiß." „Liebes, gutes Kind," sprach der Vater, „ja, man soll davon schweigen; genug, daß es Gott weiß. Aber mir, deinem Vater, darfst du es doch sagen. Deine Geschwister dürfen es auch hören; sie werden dadurch noch mehr zum Guten aufgemuntert."

„Heute," fing nun Wolfgang an, „hat mich ein loser Bube auf dem Wege angepackt und geschlagen, ohne daß ich ihm etwas zu Leide gethan hatte. Es kam für mich glücklich Jemand herbei, und der Knabe lief davon. Er fiel nieder und fing an, erbärmlich zu schreien. Ich ging eilends hinzu, half ihm auf und führte ihn, da er über Schmerzen am Fuße klagte, bis nach Hause." „Kind!" rief der Vater aus, „das ist edel, das ist schön, wenn man seinen Feinden Gutes thut. Davon will ich euch, Kinder, beim Essen mehr sagen." Und sie gingen Alle voll Freuden zum Abendessen.

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht; —
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

Das böse Gewissen.

Eine Mutter kam traurig nach Hause und klagte es dem Vater wehmüthig, sie habe hören müssen, daß einer aus ihren Söhnen ein armes Kind geschlagen hätte. Dies, setzte sie hinzu, hat gewiß unser loser Caspar gethan, aber er wird es läugnen, wenn wir ihn darum zur Rede stellen. Ich will ihm, antwortete der kluge Vater, durch Fragen keine Gelegenheit zum Lügen geben, und doch auf die Wahrheit kommen.

Sie gingen darauf zum Nachtessen. Caspar war währenddessen ganz still und zahm; er aß wenig und redete noch weniger, er sah die Eltern, die ganz betrübt da saßen, selten nur mit verstohlenen Blicken an.

Die Söhne gingen dann zu Bette. Sie schliefen jeder in einem besondern Bette, aber alle in einer Kammer.

Etwa eine halbe Stunde darnach, als sie schlafen gegangen, kam der Vater in die Kammer. Er machte mit Fleiß die Thüre rasch und laut auf. Caspar sprang gleich aus dem Bette heraus und schrie voll Furcht: was ist's, was gibt's? Nichts, antwortete der Vater, ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet. Die zwei anderen Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden erst durch Caspar's Geschrei aufgeweckt. Der Vater ging wieder fort.

Des andern Tages nahm der Vater in Gegenwart der Mutter und der Kinder den Caspar vor sich und sagte zu ihm: Du hast gestern ein armes Kind geschlagen! Caspar glaubte, es wäre schon Alles ausgekommen, und fing an, sich zu entschuldigen. Ja, das Kind hat mich auch — der Vater ließ ihn nicht weiter reden. Kind! sagte er, warum machst du mir und deiner Mutter so viel Verdruß und Kummer? Gestern hieß es, einer von unseren Söhnen habe ein armes Kind geschlagen, wir wußten es noch nicht, wer aus euch es gethan hätte. Da ich dich aber bei dem Essen so traurig und furchtsam sah, und noch mehr, da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich dein böses Gewissen, sobald ich die Thüre öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der Schuldige wärest. Sieh, so elend macht sich der Mensch, der Böses thut. Du bist schon durch deine Angst und Unruhe gestraft worden: nun mußt du auch dem armen

Kinde was zu Gute thun, und so den Fehler ersetzen. Was willst du thun?

Caspar erkannte seinen Fehler und versprach, Alles zu thun, was der Vater befehlen würde.

Wer Böses thut, der muß es büßen,
Es straft ihn schon sein eigenes Gewissen.

II. Reihe. Die Folgen des Guten und des Bösen.

Der kleine Korbmacher.

Eduard war der einzige Sohn seiner Eltern, die ihn durch eine unvernünftige und verkehrte Erziehung verzärtelten und ihm in allen Stücken seinen eigenen Willen ließen. Er that den ganzen Tag Nichts, ging an der Schule vorbei, wenn er von seinen Eltern hingeschickt wurde, und blieb deßwegen dumm und unwissend. — Wenn Jakob, des Nachbars Sohn, fleißig lernte oder sich sonst nützlich beschäftigte und Eduard ermunterte, auch fleißig und thätig zu sein, so pflegte dieser zu sagen: „Warum sollte ich mir so viele Mühe geben, Etwas zu lernen? Ja, wenn ich so arm wäre, wie du, dann wäre es freilich etwas Anderes! Aber meine Eltern haben Geld genug; deßwegen kann ich in der Welt schon fertig werden, ohne ein Künstler oder Gelehrter zu sein."

Der gute Jakob blieb fleißig und arbeitsam und suchte so viel zu lernen, als er nur konnte. Wenn Eduard ihn vom Lernen und Arbeiten abhalten wollte, um mit ihm zu spielen oder herum zu schlendern, so ließ er sich nicht verführen. Er benutzte jede müßige Stunde und erlernte nebst anderen nützlichen Dingen auch das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres und wollte zum Zeitvertreib mit der Angel Fische fangen. Jakob hatte Weidenruthen geschnitten, um daraus Körbe zu flechten. Als er mit seinem Bündel Weiden zu Hause gehen wollte, sprangen plötzlich einige Männer aus dem Gebüsche, ergriffen die beiden Knaben, schleppten sie auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen. — Da sie mitten auf dem Meere

waren, entstand ein heftiger Sturm. Das Schiff wurde weit fortgetrieben und zuletzt an einer fernen Insel zerschmettert. Die Räuber ertranken im Meere, nur die beiden Knaben retteten sich an das Land, welches von schwarzen Menschen bewohnt wurde.

Jakob und Eduard waren sehr bange, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Da erinnerte sich Jakob, daß er einst gelesen habe, wie die Wilden mancherlei unbedeutende Kleinigkeiten sehr hoch schätzten. Er dachte daher, daß er durch ein kleines, niedliches Körbchen sich vielleicht Gnade vor den schwarzen Bewohnern der Insel verschaffen könnte. — Er zog sein Messer hervor, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, daraus ein schönes Körbchen zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körbchen fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten aus ihnen. Da hätten nun Alle gern ein solches Körbchen gehabt. Sie gaben dies Jakob durch ein Zeichen zu verstehen, und verlangten, daß auch Eduard ein solches Körbchen machen sollte. Da sie aber merkten, daß er dieses nicht verstehe, schlugen sie ihn, und würden ihn vielleicht umgebracht haben, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte.

Jakob wurde von den Schwarzen sehr liebreich behandelt. Sie versorgten ihn mit Allem, was er nöthig hatte. Eduard aber wurde sehr hart gehalten und bekam, weil er dumm und ungeschickt war, oft Schläge. Er mußte Jakob sogar als Knecht dienen und ihm die Weidenzweige schneiden und zutragen. Da bereute er es oft, daß er früher so träge und nachlässig gewesen war, und nichts Nützliches gelernt hatte. — Sie mußten beinahe ein ganzes Jahr auf der Insel bleiben, bis endlich ein Schiff aus ihrem Vaterlande, welches da landete, sie wieder mitnahm und zu ihren Eltern brachte. — Ob nun Eduard fleißiger im Lernen gewesen ist und das Versäumte nachgeholt hat?

Wer Etwas kann, den hält man werth,
Den Ungeschickten Niemand begehrt.

———

Der gute Nachbar.

Martin war ein leutseliges Kind. Er war gegen Jedermann gesprächig, freundlich und höflich. Wenn er Anderen eine Gefälligkeit oder einen Dienst erweisen konnte, that er's gewiß. Aber sein Bruder Nepomuck war ein ganzer Wildfang, feindselig, zänkisch, trotzig. Wenn man ihm einen Fehler verwies, so lachte er höhnisch. Wenn des Nachbars Kinder ein Spiel machten, so störte er sie muthwilliger Weise. Er gab ihnen Schimpfnamen und schlug sie wohl gar.

Nun geschah es, daß einst mitten in der Nacht in dem Hause ihres Vaters, ich weiß nicht wie, Feuer ausbrach. Martin und Nepomuck schliefen in der nämlichen Kammer. Aber ehe sie ganz aus dem Schlafe kamen, stand das Haus schon von allen Seiten in Flammen. Ihre Eltern wußten anfangs vor Schrecken nicht, was sie zuerst oder zuletzt thun sollten. Sie retteten vor Allem ihre zwei kleinsten Kinder. — Sie hatten aber einen guten Nachbar, der gleich herbeilief, um Hülfe zu leisten. Dieser hörte das Geschrei der älteren Knaben und stieg zur Kammer hinauf. Da er Beide nicht auf einmal retten konnte, so rief er: Wo ist der gute Martin? Er trug ihn durch das Feuer hinaus an einen sichern Ort. Freilich lief er zurück, auch dem Nepomuck zu helfen. Aber er konnte nicht mehr zu ihm dringen, denn das Feuer hatte schon zu sehr überhand genommen. Nepomuck sprang in der größten Angst durch das Fenster, brach ein Bein und mußte sein Leben lang hinken.

Warum hat wohl der Nachbar zuerst den Martin gerettet?

Bekommt doch hier auf Erden schon
Das Böse Straf', das Gute Lohn.

Das unverträgliche Kind.

Der kleine Peter war ein sehr unfreundlicher Knabe. Er konnte sich mit keinem Menschen recht vertragen, vielmehr that er bald den Geschwistern, bald den Dienstboten etwas zu Leide.

Peter wurde von seinen Eltern oft ermahnt, doch gegen Andere gut und freundlich zu sein. Ja, sein Vater drohte

ihm, daß er ihn von allen Menschen absondern und ganz allein lassen würde, wenn er immer so unfreundlich wäre. Aber es half kein Ermahnen, kein Drohen. Der Vater ließ also das unfreundliche Kind in eine abgelegene Kammer einsperren, und verbot Allen im Hause, zu ihm zu gehen oder nur ein Wort mit ihm zu reden.

In der Kammer hatte Peter nun bald Langeweile. Er schaute oft zum Fenster hinaus, um einen Menschen zu sehen, aber er sah und hörte keinen Menschen.

Am Mittag brachte ihm die Magd zu essen. Peter redete sie freundlich an; sie gab ihm aber keine Antwort und das Essen schmeckte ihm nicht.

Der Nachmittag schien ihm so lange wie ein Jahr. Er konnte mit Niemanden sich unterhalten, mit Niemanden reden. Er sah nichts Lebendes in der Kammer als Fliegen. Aus Langeweile sah er den Fliegen zu, zählte sie, redete mit ihnen — aber es waren nur Fliegen.

Am Abend brachte ihm seine Schwester, mit der er sich oft gezankt hatte, eine Suppe. „Liebes Schwesterchen," sagte Peter, „bleibe nur ein wenig bei mir. Thue mir die Gefälligkeit und — —" Die Schwester stellte die Suppe hin und ging gleich wieder fort, ehe er seine Worte ganz anbringen konnte.

Nun kam die traurige Nacht. Peter konnte fast kein Auge schließen. Immer dachte er: Wie wird's morgen sein? Werde ich morgen auch so leben müssen? Auch fiel ihm wohl ein, wie er sich bisher gegen Andere betragen hatte, und was er künftig thun wolle, wenn er wieder bei Anderen sein dürfe.

Des andern Tages, da er wieder ganz allein und von allen Menschen verlassen war, und doch bald Dieses, bald Jenes bedurfte, fing er an zu weinen — endlich laut an zu schreien: Vater! Vater! Mutter! machet auf, lasset mich hinaus! Ich kann nicht mehr bleiben; Vater! Mutter! Vater!

Der Vater ließ ihn lange so schreien. Endlich ging er zu ihm. Da fiel Peter auf die Kniee und bat mit aufgehobenen Händen, daß ihn der Vater wieder zu seinen Geschwistern und unter die Leute lassen möge. Der Vater aber

sprach: „Wer sich mit den Menschen nicht vertragen kann, der soll auch nicht unter den Menschen wohnen.“

Peter versprach Besserung und der Vater ließ ihn heraus.

Wirklich war nun Peter gegen seine Geschwister und gegen Andere freundlicher und liebreicher. Wenn er sich aber bisweilen wieder vergaß und sich unfreundlich betragen wollte, sagte der Vater nur die paar Worte: „Willst du wieder in die Kammer?“

Kind, wenn du nicht verträglich bist,
So denkest du wohl nicht daran,
Wie gut es für den Menschen ist
Daß er bei Menschen leben kann.

Das herrische Mädchen.

Kunigunde war die einzige Tochter eines wohlhabenden Gastwirthes. Sie hatte keine Mutter mehr, und dünkte sich schon, obwohl sie erst vierzehn Jahre alt war, Frau im Hause zu sein.

Sie ließ besonders die armen Dienstboten ihre Herrschaft recht hart empfinden. Diese konnten ihr Nichts nach ihrem Sinne thun. Sie wollte auch Alles besser verstehen, als jene. Sagte sie ihnen etwas, so geschah es nur mit rauhen und trotzigen Worten. Sie warf ihnen oftmals sogar in Gegenwart der Gäste ihren niedrigen Stand vor. Häufig mußten die Dienstboten von ihr hören, daß sie die gute Kost und den großen Lohn nicht verdienten. Durch ihr gebieterisches, liebloses Betragen, durch ihr immerwährendes Tadeln und Beschimpfen brachte sie es endlich so weit, daß kein Dienstbote mehr im Hause bleiben wollte und konnte. Einst sagte eine Magd beim Abgehen zu ihr: „Vielleicht mußt du selbst einmal dein Brod in einem fremden Hause suchen und durch harte Arbeit verdienen; ich will es dir nicht wünschen!“ Kunigunde dachte an ihr Vermögen — und lachte über solches Drohen.

Bald darauf kündigte auch ein Knecht und eine andere Magd den Dienst auf. Das brachte ihren Vater in große Verlegenheit. Die Arbeit blieb zurück. Kunigunde mußte

nun selbst Hand an's Werk legen und manchen sauern Dienst im Hause verrichten. Als sie sich bei ihrem Vater darüber beklagte, gab er ihr zur Antwort: „Nun siehst du, welchen Nutzen wir von den Dienstboten haben; wie nothwendig sie uns sind! Anstatt sie zu verachten oder hart zu behandeln, solltest du vielmehr Mitleid mit ihnen haben. Sind sie nicht auch Menschen, wie wir? Ist vor Gott ein Dienstbote schlechter als Herr oder Frau?“ — Aber das eitle, herrschsüchtige Kind nahm keine Vorstellung an.

Doch bald ging's anders. Fürchterlich brach ein Krieg aus mit allen seinen Plagen. Das Haus ihres Vaters, welches an der Landstraße lag, wurde bei dem beständigen Hin- und Hermarschiren und den Einquartierungen der Soldaten hart mitgenommen. Zweimal lag die feindliche Armee auf den angebauten Feldern um das Haus herum. Eine Scheune ging in Flammen auf. Bei einem Rückzuge wurde das Haus rein ausgeplündert und ihr Vater so mißhandelt, daß er nach drei Wochen in einem fremden Hause starb.

Was sollte nun Kunigunde anfangen? Wie die Hauswirthschaft führen? Woher Geld und Dienstboten nehmen? Ihre nächsten Verwandten hatten selbst durch den Krieg fast Alles verloren. Sie sah sich in der äußersten Noth gezwungen, wenigstens für einige Zeit in Dienst zu treten, um nur den Hunger zu stillen. Sie bekam zu ihrem Glücke eine ganz andere Frau, als sie einst gespielt hatte. Aber sie denkt auch jetzt ganz anders. Sie bereuet es tausendmal, daß sie mit den Dienstboten so hart und lieblos verfahren habe. Sie ist jetzt demüthig.

Vor Gott sind alle Menschen gleich,
Sie mögen arm sein oder reich,
Herr oder Dienstbot' sein.
Gott sieht auf's gute Herz allein.

Spotte nicht über fremde Gebrechen.

Barbara war ein frommes, fleißiges Kind. Aber sie hatte von der Wiege an schielende Augen. Sie mußte deßwegen oft von anderen Kindern Spottreden hören. Besonders von einem Mädchen, das Anna hieß, welche sich auf ihre

Gestalt nicht wenig einbildete. Einmal sagte sie zu Barbara höhnisch: „Bist du mir feind, daß du mich nicht gerade ansehen kannst?“ Barbara schwieg und dachte: Weil ich mir diesen Fehler nicht mehr abgewöhnen kann, so will ich mich desto sorgfältiger vor anderen Fehlern hüten.

Bald darauf bekam Anna die Blattern. O weh, wie verunstalteten diese ihr Gesicht! Beinahe hätte sie dabei das rechte Auge verloren, und beide Augen blieben triefend: Als sie wieder das erste Mal in die Schule kam, getraute sie sich kaum, die Augen zu erheben. Sie legte immer den Kopf auf den Tisch, oder sie hielt die Hände vor das Gesicht. — Einmal fragte ein muthwilliges Kind sie spöttelnd, was ihr fehle, da sie immer weine. Anna fing wirklich an zu weinen, und bereute es ernstlich, daß sie zuvor die gute Barbara so oft verspottet hatte.

Spott' And'rer nicht und denk' daran,
Daß Unglück auch dich treffen kann.

Das bescheidene Mädchen.

In einem großen Garten nahm man die Aepfel von den Bäumen. Da liefen die Kinder der ganzen Nachbarschaft herbei. Einige baten mit großem Geschrei und Ungestüm: „Mir auch, mir auch einen Apfel!“ — Andere gingen näher und pflückten, wo sie konnten. Viele zankten und rauften sich sogar: denn der Gärtner warf absichtlich einige Aepfel unter die Kinder, und da entstanden unter ihnen Zänkereien; — ja, es fiel mancher Schlag.

Der Herr des Gartens sah vom Fenster zu, und erblickte ein kleines Mädchen mit einem Körbchen an dem Arme. Es stand in der Ferne und wollte sich nicht unter die ungezogenen Kinder mischen. Das stille Kind gefiel dem Herrn, und er sah ihm lange zu.

Als man endlich mit der Arbeit fertig war, liefen die Kinder auseinander; auch jenes Mädchen wollte gehen. Aber der Herr, den sie nicht gesehen hatte, rief vom Fenster herab· „Bleibe da, warte!“ Das Kind blieb stehen und wußte nicht, wer gerufen hatte. Der Herr kam herab und fragte: „Wem

gehörst du?“ Das Mädchen antwortete: „Mein Vater ist Taglöhner. Er hat auch schon einmal in diesem Garten gearbeitet; aber jetzt ist er krank. Der Mann, der ihn wieder gesund machen will, hat gesagt, er solle oftmals gekochtes Obst essen. Wir haben aber kein Obst. Verdient die Mutter etwas Geld, so schickt sie mich damit um Brod aus.“ Da nahm ihr der Herr das Körbchen vom Arme, öffnete es, und es war kein einziges Aepfelchen darin. „Du hast ja nichts in deinem Körbchen,“ sagte er zu dem Kinde. Dieses antwortete: „Der Vater hat gesagt, ich solle bitten, aber ich habe nicht ankommen und bitten können.“

Der Herr füllte nun das Körbchen mit den schönsten Aepfeln. Er gab es dem Kinde mit den Worten: „Du bist ein gutes, bescheidenes Kind. Wenn du so bleibst, so wirst du auch immer gute Leute finden. Da hast du Aepfel für deinen kranken Vater, und wenn ihr keine mehr habt, so komm' nur wieder zu mir.“ Das Kind dankte höflich, küßte ihm die Hand, und eilte voll Freude zu dem Vater nach Hause. Es erzählte ihm Alles und wiederholte oft die Worte: „Der Herr sagte, wenn wir keine Aepfel mehr hätten, sollte ich nur wieder zu ihm kommen.“ Dieser Herr hat dem Mädchen auch nachher noch viel Gutes gethan.

Der Jugend schönste Blüthe
Sind Demuth, Unschuld, Güte.

Die kleine Magdalena.

Es war an einem schönen, heißen Tage des Monats August, da die kleine Magdalena — etwa fünf Jahre alt — in der Nähe ihrer Eltern, die voll mit Arbeit des Feldes zu thun hatten, spielte und herum lief, bald da, bald dort Blumen pflückte, hin und wieder hüpfte, überall sich freute, überall Gegenstände von neuem Reiz fand. Lange war sie so herumgesprungen und die Zeit ihr so kurz geworden, während die Eltern über die Tagesarbeit sauern Schweiß vergossen hatten, so kurz, daß sie gar nicht merkte, daß die Arbeiter mittlerweile ihr Tagewerk zu Ende gebracht und ihren Weg nach Hause gelenkt hatten. Da sah sie noch eine

Frucht an einem Gesträuche, die gar lieblich und schön anzusehen war, wie die schwarzen Kirschen am Anger vor dem elterlichen Hause.

„Je, je!“ rief sie, und streckte die Aermlein nach den schwarzen Beeren, und pflückte freudig und wollte schon zum Munde, sie zu kosten. Doch fährt ihr's durch den Sinn — die Kirschen zu Hause sind lange zu Ende; ich will sie nach Hause den lieben Eltern bringen, die werden sich wundern und freuen.“

Noch hastiger pflückte sie dann und unterdrückte die Lust nach der süßen Frucht durch das Vorgefühl der Freude, die sie den Eltern bringen werde.

Schon waren die beiden Taschen gefüllt und noch gab es Beeren — vermeinte Kirschen — am Strauche.

„Aber die kannst du doch essen, die du nicht einschieben kannst,“ wollte ihr einfallen; — doch schnell ein anderer Gedanke dies verdrängte: „Mir schmecken sie besser zu Hause bei der lieben Mutter, beim Vater und den Brüdern; gehe!“ und schon war sie dahin vom Strauche — weg mit Sinn und Lauf, und nach Hause ging ihre Eile. „Wie wird die Mutter mich loben und der Bruder sich zu mir drängen, und ich kann Allen, Allen geben,“ — sie dünkte sich groß und glücklich wie eine Fürstin.

Nun war sie endlich beim Hause, und eben hatte sich Alles zu Tische gesetzt, nur die sorgsame Mutter hatte sich, trotz ihrer Geschäfte in der Küche, einen Augenblick entfernt, um die liebe Kleine, die ihr bald abgegangen war, zu suchen. Doch da kommt sie schon herein.

„Vater, Mutter! ich hab' was! Vater, Mutter!“

Alle wendeten sich der kleinen Wichtigkeit zu.

„Nun, was denn?“ fragte der müde Vater lächelnd. Und schon hatte Magdalena eine Hand voll solcher Kirschen auf den Tisch gelegt.

Aber sieh! welcher Schauder, welches Entsetzen auf den Gesichtern der lieben Eltern!

Die vermeinten Kirschen waren nämlich Wolfskirschen.

„Hast du denn davon gegessen?“ fragte der Vater mit Hast und sichtbarer Furcht. „Hast du gegessen davon, liebes Kind?“

Wie versteinert über die Aufnahme ihrer Gabe, brachte das Kind keine Silbe hervor; nur Thränen traten in das erhitzte Gesicht.

„Sag', liebes Kind, hast du wirklich davon gegessen?" rief die Mutter mit erhöhter Sorge, und ihr Auge wendete sich bekümmert gen Himmel.

Jetzt erst konnte das Kind furchtsam die Worte herausbringen: „Nein! ich — wollte — zwar, — aber nein! gewiß nicht — keine einzige aß ich."

„Gewiß nicht?" fielen mehrere Stimmen ein.

„Nein, ich wollte sie euch nach Hause tragen."

„O Gott sei gelobt und gepriesen," rief der Vater, „der dich errettet hat. Gelobt sei der Herr, der dich durch seinen Engel bewahrt hat! Sieh! liebes Kind, diese Beeren sind keine Kirschen, sie sind Gift. Hättest du auch nur eine gegessen, du würdest dem Tode kaum entgangen sein. — Deine kindliche Liebe hat dich heute gerettet."

Das naschhafte Kind.

Cäcilie war ein naschhaftes Kind. Vor ihr war auf dem Tische, in der Küche, in dem Garten Nichts sicher. Besonders griff sie gern nach süßen Sachen. Was sie fand, führte sie rasch dem Munde zu. Sie aß oft den ganzen Tag, und eben deßwegen bei Tische sehr wenig: es schmeckte ihr dann Nichts mehr. Ihre Zähne wurden nach und nach wegen der vielen Süßigkeiten schwarz und fingen an zu faulen. Sie klagte häufig über heftige Magenschmerzen. Einst, da sie unreifes Obst gegessen hatte, bekam sie so schneidende Leibschmerzen, daß sie glaubte, sie müsse daran sterben.

Ihre Eltern ermahnten und warnten sie mit Güte und Ernst, sie sollte sich doch mehr Gewalt anthun und ihre Naschhaftigkeit ablegen. Sie enthielt sich derselben auch mehr, aber nicht so sehr, weil es ihr schädlich und verboten war, sondern aus Furcht vor den Eltern. Wenn diese nicht zugegen waren, so that sie, was ihr gefiel.

Einst sah sie beim Fenster ein Schüsselchen stehen und darin ein wenig weißen, gestoßenen Zucker. Da Niemand in

der Stube war, griff sie darnach, aß ihn — und aß sich den Tod. Denn es war nicht Zucker, sondern Mäusegift. Die Magd hatte es freilich gegen das ausdrückliche Gebot der Eltern in's Haus gebracht und aus Unbehutsamkeit an das Fenster gestellt.

Das Naschen ist den Kindern allezeit höchst schädlich. Wenn sie auch nicht allemal gleich daran sterben müssen, so ziehen sie sich doch oft große Uebel und einen frühen Tod zu.

Ein Kind, das sich vom Naschen nicht zurückhalten kann, wird sich noch weniger von anderen, noch unerlaubteren Dingen zurückhalten.

Naschhaftigkeit ist schon an sich selbst ein großer Fehler, und verleitet die Kinder auch noch zu anderen Sünden, zum Ungehorsam, zum Lügen, ja sogar zum Stehlen. Und doch gibt es leider so viele naschhafte Kinder! — Bist du auch eines davon? o, so bessere dich!

Kind hüte dich vor Näschereien,
Sonst wirst du es zu spät bereuen.

Das Kind kommt mit Schlägen nach Hause.

Bleib' zu Hause, sagte der Vater zu seinem Kinde, bis ich wieder komme. Joseph, so hieß das Kind, versprach zu gehorchen.

Kaum war der Vater fort, so kam des Nachbars Sohn, der den guten Joseph auf das Feld hinaus führen wollte. Joseph getraute sich Anfangs nicht, zu gehen, weil es der Vater verboten hatte. Ei, der Vater, sagte der schlimme Kamerad, weiß ja nichts davon. Wer weiß, wo jetzt dein Vater ist, oder wann er nach Hause kommt! Solltest du immer die Stube hüten? — Joseph ließ sich überreden und ging.

Sie kamen bei einem Garten vorbei, in welchem schönes Obst hing, und es fing der saubere Kamerad sogleich an, Obst herabzuschlagen. Aber hui! war der Mann da, dem der Garten gehörte. Beide liefen davon, aber weil Joseph, als der Kleinere, nicht so schnell laufen konnte, wurde er von dem Manne erwischt und tüchtig abgeprügelt. Es half nichts,

daß er immer rief: „Ich bin unschuldig; ich habe nichts angerührt!“ Er mußte statt des Schuldigen leiden.

Joseph kam mit nassen Augen nach Hause und bald darauf auch der Vater. „Kind, was fehlt dir?“ war die erste Frage des Vaters. „Dir ist etwas Widriges begegnet; sage, was ist dir Leids geschehen?“ Joseph gestand Alles und klagte, daß ihm Unrecht geschehen sei. „Recht ist dir geschehen,“ sagte der Vater; „warum hast du mir nicht gehorcht?“

Wenn dir die Eltern etwas ernstlich untersagen,
So folge, ohne erst warum? vorher zu fragen.
„Die Eltern wollen es!“ so sage nur zu dir;
Sie wissen schon warum? Sie meinen's gut mit dir.

Die Bienen.

1.

Albert kam in den Garten des Nachbars und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose ab und sagte: „Ei, welch' eine schöne Blume! Nun will ich mich doch einmal daran recht satt riechen.“

Als er aber die kleine Nase begierig in die halbgeöffnete Blume hineinsteckte, empfand er auf ein Mal einen heftigen Schmerz. Ein Bienchen war in der Rose verborgen und stach ihn, weil er es fast zerdrückt hatte, in die Nase.

Mit Unvernunft genoss'ne Freuden
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Albert, der sehr jähzornig und rachsüchtig war, ergriff jetzt ganze Hände voll Erde und warf wüthend nach den Bienenkörben, welche in dem Garten standen. Das nahmen aber die Bienen sehr übel. Sie fielen in großer Menge über ihn her, so daß er wohl von hundert Bienen gestochen ward.

Er schrie entsetzlich, bis ihm endlich der Nachbar, dem der Garten gehörte, zu Hülfe kam, der mit vieler Mühe ihn

von den Bienen befreite. Albert wurde tödtlich krank. Er mußte große Schmerzen leiden, und kam kaum noch mit dem Leben davon.

Erträgst du eine Unbill nicht mit Ruh',
So ziehst du dir stets neue zu.

Das Hündchen.

Fräulein Karoline ging eines Tages am Bache spazieren. Da traf sie einige böse Buben an, die ein kleines Hündlein ertränken wollten. Sie hatte Mitleid mit dem armen Thierchen, kaufte es den Knaben ab und nahm es mit in das Schloß.

Das Hündchen gewöhnte sich bald an sie und lief ihr überall nach. Einst kam das Fräulein zu Nacht in ihr Schlafzimmer, um sich schlafen zu legen. Da bellte das Hündchen sehr eifrig unter die Bettstelle hinunter. Karoline leuchtete mit dem Lichte hin, und siehe da, — ein fürchterlicher Mensch, der ein Straßenräuber war, hatte sich unter die Bettstelle versteckt.

Sie schrie um Hülfe. Alle Leute im Schlosse liefen zusammen. Die Bedienten ergriffen den Räuber und überlieferten ihn dem Gerichte. In dem Verhör bekannte er, er habe das Fräulein ermorden und das Schloß plündern wollen.

Karoline dankte Gott für ihre glückliche Errettung und sagte: „Wer hätte das gedacht, daß dieses arme Thierchen, das ich vom Tode errettete, auch mir das Leben retten würde?"

Wer selbst den Thieren gut begegnet,
Wird auch dafür von Gott gesegnet.

Der Thierquäler.

Ruprecht, ein grausamer Knabe, quälte die Thiere, wann und wo er nur konnte. Er suchte in allen Hecken die Vogelnester auf und stach mit boshafter Freude den jungen

Vögeln die Augen aus, oder er rupfte sie ganz kahl und schnitt ihnen die Beine ab. — Die Mutter warnte ihn öfter und strafte ihn auch wohl; aber der freche Bube lachte heimlich über die Warnungen seiner Mutter. Er ließ sich auch die Strafe nicht zur Besserung dienen, sondern wurde vielmehr je länger, je ärger.

Eines Abends kam er etwas spät nach Hause, da es schon ziemlich dunkel war und die Mutter noch keine Lampe angezündet hatte. Bei dem Feuer stand ein Kessel mit Wasser, das kochend heiß war. Weil Ruprecht nicht sehen konnte, so trat er mit dem einen Fuße in das heiße Wasser und verbrannte sich so sehr, daß er drei Wochen still zu Bette liegen mußte und große Schmerzen litt.

Seine Mutter sagte zu ihm: „Siehst du, Ruprecht, Gott hat dich gestraft, weil du den jungen Vögeln die Beine abgeschnitten hast. Laß dir diesen Vorfall zur Warnung sein und bessere dich, sonst möchte der liebe Gott dich noch härter strafen.“ — Der gottlose Knabe nahm die wohlmeinende Ermahnung seiner Mutter nicht zu Herzen und ließ sich dadurch nicht zur Besserung bewegen. Er fuhr vielmehr fort, da er wieder gehen konnte, die Thiere zu quälen, wie vorhin.

Einmal an einem Sonntage ging er, anstatt in die Kirche, in den Wald, um darin die Vogelnester zu suchen. Des Nachbars kleinen Sohn, Wilhelm, verführte er, mit ihm zu gehen. Da sie in den Wald gekommen waren, erblickte Ruprecht auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen von den jungen Vögeln aus dem Neste und warf ihn hinab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die Alten herbeigeflogen und hackten ihm, weil es grimmige Raubvögel waren, mit ihren scharfen Schnäbeln beide Augen aus.

Wer Thiere quält aus Lust und Scherz,
Der hat ein sehr verderb'nes Herz.

Der Lügner.

Hans, der lügenhafte Knabe, hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er,

um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! Der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf, der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus — aber nicht mehr so zahlreich, als gestern, und auch diese schüttelten die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe, zu Hülfe! Der Wolf, der Wolf!“ Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Die ganze Heerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den armen Hans aber, der nicht so schnell laufen konnte, wie die Schafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn und fraß ihn.

Wer eine Lüge sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?“ Die Stimme rief auch: „Wer bist du?“ Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!“ „Dummer Junge!“ hallte es wieder zurück.

Jetzt ward Georg ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten treulich wieder zurück. Er suchte endlich den vermeintlichen Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemand finden.

Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldchen versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt. — Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfters im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt

deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hineingerufen, so wäre dir auch wieder ein freundliches Wort zurückgekommen."

So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie uns auch freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob — so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten.

Wie du hineinrufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

Die Nuß.

Unter dem Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignatz, „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir," schrie Bernard. Beide geriethen in einen heftigen Streit. „Ich will den Streit ausmachen," sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch."

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird, statt gewinnen, stets verlieren.

Die Schlüsselbüchse.

Hubert war sonst Jäger gewesen auf einem adeligen Gute. Er hatte nur einen Sohn, mit Namen Franz, der etwa zehn Jahre alt war. Die Mutter dieses Knaben war schon lange todt. Der Vater war oft nicht zu Hause; und wenn er auch da war, so hielt er seinen Sohn doch nicht zur Arbeit an, sondern ließ ihn die meiste Zeit müßig umher laufen.

Eines Tages kam Franz zu des Nachbars Sohn Hermann, der fast von gleichem Alter war. Er brachte eine alte

Schlüsselbüchse und Schießpulver mit, welches er seinem Vater heimlich weggenommen hatte. Sieh, sprach er zu Hermann, hier habe ich eine Schlüsselbüchse und Schießpulver; laß uns einmal schießen! Nein, sagte Hermann, meine Eltern sind auf dem Felde und arbeiten; ich bin allein zu Hause und darf nicht ausgehen.

Desto besser, wenn du allein zu Hause bist, antwortete Franz. Komm nur mit mir in die Scheune. Hermann ließ sich überreden und ging. Franz nahm einen Feuerbrand mit, ladete die Schlüsselbüchse beinahe voll Pulver und gab sie Hermann in die Hand. Darauf hielt er das Feuer an das Zündloch; da aber das Pulver nicht sogleich zündete, blies er mit vollen Backen darein.

Plötzlich zersprang die Schlüsselbüchse mit großem Knalle, und alles Pulver flog Franz in's Gesicht. Er warf den Feuerbrand weg und lief mit großem Geschrei nach Hause. Auch Hermanns rechte Hand blutete, und er lief mit aller Eile aus der Scheune in's Haus, weil er fürchtete, daß sein Vater den Knall gehört habe und sogleich nach Hause kommen werde.

Unterdessen fing es in der Scheune an zu brennen; denn Franz hatte den Feuerbrand in das trockene Stroh geworfen. Ehe der Vater nach Hause kam, stand die ganze Scheune in hellen Flammen, und es war an kein Löschen zu denken. Hermann gestand seinem Vater Alles, bat ihn um Verzeihung und der Vater vergab ihm seinen Fehler. Franz mußte aber Zeit Lebens seinen Leichtsinn büßen; denn er wurde mit einem Auge blind.

Mit Gewehren, Feuer und Licht,
Liebe Kinder, spielet nicht.

III. Reihe. Gottes Gericht über das Gute und Böse.

Der kleine Ephräm.

„Als ich noch ein Jüngling war,“ erzählt der heilige Ephräm, „hatte ich sehr ausgelassene und böse Sitten. Es hatten einst meine Eltern mich in einem Geschäfte ausgesandt, und als ich durch einen Wald ging, weidete daselbst eine

trächtige Kuh, die einem armen Manne gehörte; ich aber hob Steine auf und verfolgte sie durch den Wald und warf sie so lange, bis sie todt darniederfiel. Kurz darauf begegnete mir der Eigenthümer des armen Thieres, und fragte mich, ob ich sie nicht gesehen hätte; ich aber gab ihm nicht nur keine Auskunft, sondern schimpfte und schmähte ihn, und zog meinen Weg weiter.

Nach etwa einem Monat schickten mich die Eltern abermals in einem andern Geschäfte aus. Ich verspätete mich und es wurde Nacht; ich mußte auf dem Wege bei einem Hirten über Nacht bleiben. In der Nacht aber geschah ein Einbruch, und es wurde ein großer Schaden angerichtet; die Eigenthümer glaubten nun, ich hätte den Räubern dazu geholfen. Wie sehr ich mich vertheidigte und sagte, ich hätte kein solches Uebel gethan, es half mir nichts, ich wurde gebunden und vor den Richter geführt. Der Richter ließ mich in den Kerker werfen.

Nach 40 Tagen, die ich in diesem Gefängnisse zugebracht hatte, erschien mir im Traum ein Jüngling, der mich ganz strenge anblickte, aber doch freundlich zu mir sprach: „Nun, Ephräm, was thust Du hier?

Durch diese freundlichen Worte bekam ich Muth und erzählte, wie es mir gegangen sei, und wie ich unschuldig sei. Da lächelte er und sprach: „Ich weiß sehr wohl, daß du in dieser Sache ganz unschuldig bist, allein denke an die Kuh, die du im Walde mit Steinen geworfen hast, und denke an den Schaden, den du dem armen Manne zugefügt hast, und wisse, daß bei Gott keine Ungerechtigkeit ist.“ Und nach diesen Worten verschwand er.

Am folgenden Tage wurde ich mit anderen Verbrechern vor den Richter geführt; einer nach dem andern wurden nun verhört, und da sie nicht bekennen wollten, auf die Folter gespannt. Ich war dem Tode nahe bei dem Gedanken, daß es mir ebenso ergehen sollte, und weinte über mein Mißgeschick. Während ich in dieser Todesangst war, wurden jene Unglückseligen grausam gepeinigt, und dies dauerte einige Stunden, bis sie endlich die Gewalt der Pein nicht mehr ertragen konnten, und ihr Verbrechen eingestanden.

Nun befahl der Richter, man sollte mir die Kleider ausziehen, mir zerrissene anthun, und mich vor ihn führen.

Da erhob ich in bittern Seufzern mein Herz zu Gott und sprach: Allmächtiger Gott! befreie mich aus dieser Angst, ich will alsdann das geistliche Gewand anziehen und dir dienen! — Als ich so gebetet hatte, befahl der Richter den Schergen, sie sollten mich niederlegen und mit Ochsensehnen schlagen. Doch der Beisitzer sprach: „Es ist schon spät, laß daher, Richter, die Sache des Jünglings auf einen andern Tag verschieben.“

Und so ward ich mit Ketten beladen in's Gefängniß zurückgeführt. Der Engel erschien mir abermals und sprach zu mir: „Was machst du Ephräm? Hast du jetzt erkannt, wie gerecht Gott ist?“ — „Ach ja,“ antwortete ich, „erbarme dich nur meiner, Herr! und errette mich aus diesem Gefängnisse, daß ich unserem Herrn Jesus im klösterlichen Stande dienen könne.“

Da lächelte der Jüngling und sagte: „Du wirst noch einmal zum Verhör geführt und dann frei gelassen werden.“

„Herr,“ sagte ich, „ich zittere vor Angst über die furchtbaren Drohungen des Richters und über die Qualen der Folter.“

Er aber lächelte abermals und sagte: „Du mußt sittsamer werden, als du es jetzt gewesen bist; indessen wirst du leicht davon kommen; es wird bald ein anderer Richter kommen, dieser wird dich dann loslassen.“ Also sprach er und verschwand.

Nach fünf Tagen kam ein anderer Richter, dieser erkannte meine Unschuld und ließ mich frei. Ich aber ging geraden Weges auf den Berg, warf mich dem Abt zu Füßen, erzählte ihm Alles, und bat ihn, er möchte mich in die Zahl der Ordensbrüder aufnehmen.

Und nun fing Ephräm an, mit größtem Eifer Gott zu dienen, und ward ein großer Heiliger.

Der Kalkofen.

Die fromme Königin Elisabeth hatte einen Edelknaben, der sehr fromm war. Sie gebrauchte ihn, um den Armen das Almosen auszutheilen. Ein anderer Edelknabe war ihm nei=

disch wegen der Gunst, die er bei der Königin hatte; er ging zum Könige, verschwärzte den Edelknaben der Königin und sagte, er hätte ein großes, abscheuliches Verbrechen begangen. Der König war sehr leichtfertig und glaubte es sogleich; ganz ergrimmt vor Zorn wollte er ihn mit dem Tode bestrafen. Er sagte nun dem Aufseher eines Kalkofens, er werde ihm morgen einen Bedienten schicken, dieser werde ihn fragen, ob er den Befehl des Königs vollzogen habe. Diesen nun solle er packen und gleich in den Ofen werfen, auf daß er verbrenne.

Am andern Tage wurde nun wirklich der fromme Edelknabe zum Kalkofen geschickt; er wußte nicht, was auf ihn wartete, deshalb war er getrost und munter. Auf dem Wege kam er gerade zu einer Kirche, wo eben die heilige Messe gelesen wurde. Weil er fromm und gottesfürchtig war, ging er in die Kirche hinein, verrichtete seine Andacht und blieb, bis die heilige Handlung vorüber war. Während dem war der König neugierig, was geschehen sei, er schickte daher noch einen andern Bedienten zum Kalkofen, um zu fragen, ob sein Befehl ausgerichtet sei, und er schickte gerade den bösen Edelknaben, welcher den unschuldigen so falsch angeklagt hatte. Dieser ging nun nicht in die Kirche hinein, weil er zum Gebet keine Lust hatte, er eilte, so viel er konnte, zum Kalkofen und so kam er dem andern zuvor. Er fragte den Aufseher sogleich, ob er den Befehl des Königs vollzogen habe. Der Aufseher ergriff nun diesen und warf ihn in's Feuer.

Jetzt kam auch der Edelknabe der Königin und fragte, ob der Befehl des Königs vollzogen sei. Ja, antwortete der Aufseher, und mit dieser Antwort kehrte er getrost zurück.

Da erstaunte der König, er forschte nun besser nach und erkannte, daß dieser unschuldig sei, daß der andere ihn abscheulich verleumdet hatte. Er sah nun, wie Gott hier in's Mittel getreten sei, wie er die Strafe von dem Unschuldigen abgewendet und auf das Haupt des Verleumders selbst zurückgeführt habe.

Der Auswanderer.

Don Mendoza war ehemals Oberhofmeister des Prinzen am spanischen Hofe. Ein verdrießlicher Handel nöthigte ihn,

Spanien zu verlassen. Er schiffte sich mit einem nahen Verwandten nach Paraguay in Süd-Amerika ein, damit er so mit Ehren davon käme. Hier bekam er von dem Statthalter eine Anstellung, er wurde Befehlshaber. Aber weil er bei der Wahl des Statthalters durchfiel, so wollte er mit Gewalt sich dem neugewählten Statthalter widersetzen. Er wurde gefangen genommen und zum Schwerte verurtheilt. Er bereitete sich auf eine sehr christliche Weise zum Tode vor, empfing die heiligen Sakramente und wurde nun von den Soldaten zum Blutgerüste geführt. Die Leute konnten sich der Thränen nicht enthalten, besonders weil er als Befehlshaber in der Stadt durch sein edles, freundliches Betragen alle Herzen gewonnen hatte. Als er das Gerüst bestiegen hatte, gab er ein Zeichen, daß er reden wolle, und es erfolgte alsbald eine große Stille. Da sagte er vor allem Volke, daß er an dem nämlichen Tage des nämlichen Monats, kurz vor seiner Abreise aus Spanien, eines bloßen Verdachts wegen, seine Frau ermordet habe, und daß er die göttliche Gerechtigkeit erkenne, daß er, um für jenes Verbrechen zu büßen, nun durch Henkershände sterben müsse. Er unterwerfe sich diesem Urtheile in der Hoffnung, daß nach einer solchen Strafe in dieser Welt, Gott ihm in der andern Welt gnädig sein werde.

Der Fuß.

In einem einsamen Dorfe lebte einst eine Wittwe mit ihrem einzigen Sohne auf einem kleinen Gütchen. Beide fuhren einmal in ihrem Wagen hinaus auf den Acker und redeten unterwegs von verschiedenen Dingen. Da geriethen sie wegen einer geringen Sache in einen heftigen Streit. Der Sohn wurde so zornig und böse, daß er die Mutter mit dem Fuße vom Wagen herabstieß. Die Mutter ward über diese Unbild ganz ergrimmt und sprach schreckliche Flüche über ihren Sohn aus. Der Bursche lief in seinem wüthenden Zorne davon, ging über die Grenze und trat bei einem fremden Herrn in Dienst. Hier ging es ihm ziemlich wohl und er dachte nicht mehr an die Sünde gegen seine Mutter. Einmal mußte er mit seinem Herrn irgend wohin reiten, da verlor der Herr

das Säcklein, worin er vieles Geld hatte und welches er hinten auf sein Pferd gebunden hatte. Beide ritten wieder zurück und suchten lange, aber umsonst.

Es kam der Herr auf den Gedanken, sein Diener habe das Säcklein losgemacht und für sich aufgehoben; er forderte daher heftig von ihm den Geldsack. Der Diener wurde auch darüber böse; da zog der erzürnte Herr den Säbel, und gab ihm einen solchen Hieb, daß er erbärmlich zu Boden stürzte.

Der Herr nahm das Pferd, und ohne sich nach dem Diener umzusehen, ritt er nach Hause. Der arme Diener lag hülflos im öden Walde; der rechte Fuß hing nur noch an der Haut; der Blutverlust machte ihn ohnmächtig, und er wäre ohne Zweifel hier gestorben, hätte ihm nicht Gott, der nicht den Tod des Sünders will, gerade zur rechten Zeit noch Hülfe gesendet. Ein frommer Einsiedler, der in jenem Walde wohnte, kam durch Fügung Gottes dahin, hörte das Stöhnen und Aechzen, er ging hinzu und fand den Unglücklichen in seinem Blute schwimmen. Er verband ihn, so gut er konnte, nahm ihn auf seine Schultern und trug ihn in seine Zelle und verpflegte ihn hier mit aller Liebe und Sorgfalt. Hier überdachte der Diener nun sein zugebrachtes Leben; jetzt bekannte und bereute er seine Sünden, und verrichtete voll Zerknirschung eine Beichte über sein ganzes Leben. „Ach! gerecht bist du, o Herr!" rief er nun aus, „mit demselben Fuße, den ich jetzt verloren habe, habe ich einst meine Mutter vom Wagen gestoßen; gepriesen seist du, o Herr! daß du diese Sünde an mir heimgesucht hast!" Und so war er jetzt ein anderer Mensch geworden, und dankte stets dem Herrn für die erlittene Züchtigung.

Mutterfluch.

Eine Wittwe hatte zehn Kinder. Der älteste Sohn verging sich bald nach des Vaters Tode gegen seine Mutter, zuerst mit abscheulichen Worten, dann mit Schlägen; von den übrigen Kindern, die alle zugegen waren, bekümmerte sich keines, auch nicht im Mindesten, um die Mutter, sie ließen dieses Alles geschehen, ohne ein Wort zu sagen.

Die Mutter war ganz außer sich vor Gram und vor Zorn, sie eilte hin in die Kirche; mit fliegenden Haaren warf sie sich nieder vor dem Taufstein, und bat Gott, er möchte an ihren Kindern ein furchtbares Beispiel geben; sie sollten wie Kain unstät und flüchtig werden.

Von Stund' an ward der älteste Sohn, dann nach und nach alle Kinder, nach dem Alter mit einem schrecklichen Zittern befallen, welches sie auch im Schlafe nicht verließ. Zu spät bereute jetzt die Mutter wieder ihren Fluch; vor Scham und Elend gingen die Kinder aus einander. Sie wanderten in verschiedenen Ländern umher und suchten Hülfe bei den heiligen Leibern der Märtyrer. So kamen zwei davon, Paulus und Palladia nach Hippo, wo der heilige Augustin Bischof war, vierzehn Tage vor Ostern. Täglich gingen sie in die Kirche und dort besonders zur Kapelle des heiligen Stephanus, wo Ueberbleibsel (Reliquien) von seinem heiligen Leibe aufbewahrt wurden. Hier beteten sie, vor den Augen vieler Gläubigen, mit heißen Thränen um Verzeihung ihrer Sünde und um Wiedererlangung der Gesundheit.

Am Ostertage, als die Gemeinde schon sehr zahlreich in der Kirche versammelt war, und Paulus mit den Händen das Gitter der Stephans-Kapelle umschlang, fiel er mit einem Mal auf den Boden und blieb liegen, gleich als wäre er im sanften Schlafe und zitterte nicht mehr. Als nun der Jüngling aufstand und ganz geheilt zum heiligen Augustin geführt wurde, da erscholl es in der Kirche allenthalben: „Gott sei Dank! gepriesen sei der Herr!" Noch hatte aber die Schwester ihren alten Zustand; am Osterdienstage ließ daher der heilige Augustin beide auf den Stufen der Kanzel stehen, um durch den Anblick des geheilten Bruders die Gemeinde zum Preise Gottes und zur Danksagung für ihn zu ermuntern und durch den Anblick der noch zitternden Schwester zur noch eifrigeren Fürbitte für diese zu bewegen.

Er hieß sie dann beide abgehen und predigte. Während der Predigt ward er plötzlich unterbrochen durch lauten Ruf aus der Stephans-Kapelle: „Ehre sei Gott! Lob sei Jesu Christo!" denn auch die Schwester hatte dort die Genesung erlangt.

Der Spieler.

Ein Spieler hatte beim Spiele seine ganze Baarschaft verloren. Als er den letzten Rest einsetzte, war er daher voll Begierde nach Gewinn, er brach in die Worte aus: „Wenn dieses auch der Teufel holt, so muß gleich ein Gewitter d'rein schlagen.“ Kaum war das Wort aus seinem Munde, so schlug der Blitz in die Wirthsstube, riß den Flucher hinter dem Tische hervor, schleuderte ihn in die Stube und lähmte ihn auf der ganzen einen Seite. Den Andern brachte der Blitz nicht den geringsten Schaden. Von dem Beschädigten hörte man von nun an keinen Fluch mehr.

Meineid.

Es kamen einst mehrere Pächter zusammen, um mit einander ihre Geschäfte abzumachen. Da erhob sich unter ihnen ein Streit wegen einer gewissen Summe Geldes; denn einer von ihnen, mit Namen Antonius, machte noch eine Forderung, die Uebrigen aber sagten, es sei schon richtig bezahlt worden. Anton aber leugnete es und schwor hoch und theuer, es solle das Feuer, das in diesem Zimmer lodere, ihn lebendig verbrennen, wofern er auch nur einen Heller empfangen habe. Die Uebrigen blieben dennoch bei ihrer Behauptung und waren fest überzeugt, Anton habe das Geld schon bekommen.

Es kam nun zu einem wirklichen Eidschwur vor Gericht. Anton, ohne auf das Heil seiner Seele und auf die furchtbaren Gerichte Gottes zu achten, schwor einen falschen Eid. Da es schon Abend war, ging die Versammlung aus einander, ein Jeder nach seiner Wohnung, und sie warteten den folgenden Tag ab, um ihre Rechnungen mit einander vollkommen abzuschließen. Anton aber blieb in demselben Gasthause, wo sie ihre Zusammenkunft hatten. Er ließ sich da ein Bett bereiten und Holz in den Kamin legen, er setzte sich dann vor demselben auf einen Schemel, um sich zu erwärmen; so verließ ihn der Gastwirth und wünschte ihm gute Nacht. Nach elf Uhr ging der Nachtwächter vor dem Hause vorbei und sah das Zimmer, in welchem Anton war, unglaublich hell erleuchtet.

Weil er indessen keine Feuersgefahr sah, wollte er keinen unnöthigen Lärm machen, auch dachte er, möchten wohl die Pächter bei dem flackernden Kaminfeuer sich erwärmen. Als er nach zwölf Uhr wieder vorüberging, war schon Alles wieder dunkel, er ging daher ruhig weiter. Am andern Morgen wollte Anton nicht zum Vorschein kommen, man pochte und rief vor der Thür, aber umsonst. Endlich ließ der Wirth die Thüre öffnen; da war Anton sammt seinen Kleidern bis auf die Kniebänder verbrannt. Sein Kleid war wahrscheinlich, während er beim Feuer eingeschlafen war, demselben zu nahe gekommen. So ging sein schrecklicher Schwur in Erfüllung.

Frevle nicht mit Gottes Gaben.

Auf dem verhängnißvollen Zuge der fränkischen Heere nach Rußland im Jahre 1812 wurde eine Compagnie in ein polnisches Dorf in das Quartier gelegt. Der Wirth, der, wie in Polen gewöhnlich, ein Jude war, bekam einen Offizier mit 12 gemeinen Soldaten in seinem, schon durch frühere Durchzüge geleerten Gasthause einzuquartieren. Aus Furcht vor Schlägen, womit der Soldat nicht selten seinen Wirth statt der Bezahlung bedient, bot der arme Mann Alles auf, um seine ungebetenen Gäste zufrieden zu stellen. Nur fehlte es ihm an weißem Brode. Indessen ließen sich auch die Gemeinen das schwarze gefallen, das ihnen vorgesetzt ward; nur ihr Führer, ein junger, unerfahrener Laffe, wollte sich damit durchaus nicht begnügen. „Weißes Brod schaff' her, Jude, — oder ich sende dich in Abrahams Schooß!"—so schrie er mit donnernder Stimme, indem er das schwarze Stück Brod, das ihm vorgelegt war, fluchend in eine Ecke des Zimmers warf. Zitternd schlich sich der erschrockene Gastwirth zur Thüre hinaus, um für die Eßlust des Franzmanns weißes Brod ausfindig zu machen, und endlich gelang es ihm mit vielem Bitten, ein solches zu erhalten. Er setzte es dem Offizier vor, und nun legte sich der Zorn des rauhen Krieges. Aber schweigend kroch indessen der Wirth in den Winkel hinein, wohin das weggeworfene schwarze Stück Brod geflogen war, zog es sorgfältig heraus und verschloß es behutsam in einem Schranke

an der Wand, wovon er den Schlüssel geheimnißvoll abzog und in seine weite Rocktasche steckte.

Mit schallendem Gelächter beobachtete der Offizier dieses Alles, und zog des andern Tages mit seiner Rotte wohlgemuth weiter, indem er dem Juden auf die Achsel klopfte und sagte: „Wenn wir wieder kommen, wird das Brod, das du gestern versteckt hast, wohl ziemlich hart sein!“ — Der Jude lächelte und schwieg.

Der Ausgang dieses russischen Feldzuges ist aus der Geschichte bekannt. Geschlagen, zerstreut, vor Hunger und Kälte fast aufgerieben, und von den nachsetzenden Kosacken-Schwärmen auf dem Fuße verfolgt, flohen die Reste der französischen Heere in wilder Unordnung über den Niemen nach Polen zurück. Es war einer der kältesten Wintertage, und unser jüdischer Gastwirth beschäftigte sich eben, das Eis aufzuhauen, das den Zugang zu seinem Brunnen im Hofe sperrte, als er eine in Lumpen gehüllte, abgezehrte und vor Kälte fast erstarrte Menschengestalt seiner Herberge zueilen sah. Nur mit Mühe erkannte er in diesem armseligen Gerippe den stattlichen Offizier, der vor einigen Wochen bei ihm einquartirt war, und mit solchem Uebermuthe statt des weggeworfenen schwarzen Brodes ein weißes verlangt hatte. Zitternd vor Frost und dem Hungertode nahe, flehte der Unglückliche um Aufnahme und Pflege. Mit freundlicher Miene sagte der Jude ihm beides zu, und hieß ihn sogleich in die warme Stube eintreten, wo frisches Stroh schon am Boden bereit war, um dem Ermatteten zur Lagerstätte zu dienen. O, wie erquickte dieses seine vor Frost erstarrten Glieder! Nur der ausgeleerte Magen wollte damit allein sich nicht begnügen. Der Wirth merkte wohl, wo es fehlte, ging und kam bald wieder, und brachte statt der erwarteten Schüssel — ach! nichts als einen Schlüssel. Bedeutungsvoll öffnete er den Schrank an der Wand und langte ein Stück steinhartes, kohlschwarzes Brod heraus, das er dem hungrigen Soldaten mit den Worten reichte: „Freund, kennst du dies Brod? Bis zu deiner Zurückkunft ist es wohl freilich hart geworden; aber ich denke, der Hunger hat scharfe Zähne.“—„Ja, die hat er,“ rief der Soldat und langte begierig nach dem steinharten Brode. In einem Nu war es verzehrt. Mitleidig beobachtete ihn der Jude und eine Thräne rollte über seine Wangen herunter.

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs," rief er dann aus, „du bist gerecht und gerecht sind deine Urtheile. Als dieser Mensch das schwarze Stück Brod verächtlich verwarf, da schon fiel es mir ein: Vielleicht kommt die Zeit, wo du wünschen wirst, deinen Hunger mit diesem schwarzen Brode stillen zu können. Darum hob ich es auf und bewahrte es dort in dem Schranke. Du spottetest, Freund, damals über meine Einfalt; aber nun siehst du, wie gut meine Vorsicht gewesen. Das schwarze Stück Brod, das du dort in jenen Winkel geworfen, ist heute ein Leckerbissen für dich. Merke dir dies und frevle nie mehr mit Gottes Gaben." Beschämt durch diese Worte, stand der Soldat und schlug seine Augen nieder, hob dann reumüthig seine Blicke gen Himmel und bat Gott und den Wirth um Verzeihung wegen des begangenen Frevels. Nun umarmte ihn dieser erquickte ihn mit Speise und Trank, gab ihm nun Lebensmittel auf mehrere Tage mit und zeigte ihm einen sicheren Pfad, um frei von den nachsetzenden Kosacken in kürzester Zeit nach Wilna zu seinem Regimente zu gelangen.

Der arbeitsscheue Bettler.

Es war einmal ein gesunder und rüstiger Bettler, der immer müßig ging. Den hatte man oftmals ermahnt, daß er arbeiten solle und dem Gemeinwesen diene; das aber wollte er nicht thun. Nun begab es sich einstmals, daß er aus eitel Trägheit und Müssigang an einem Wege einschlief. Und da trat ein frommer Mann hinzu, zog aus dessen Bettelsack ein Stücklein Brod hervor und legte dasselbe auf die Brust des Schlafenden, der alsbald anfing, sich übel zu geberden und kläglich zu wimmern. Als der fromme Mann dies sah, da weckte er ihn aus dem Schlafe und sprach: „Mein Bruder, was fehlt dir, da du also schwer jammertest?" Er antwortete: „Es hat mich bedünkt, als ob ein großer Berg auf mir läge, der mich bis in die Hölle hinabdrücken wollte." Da erwiederte ihm der Mann: „Du irrest, mein Bruder, kein Berg lag auf dir, sondern ein geringes Almosen aus deinem Sacke. Bedenke nun, wie schwer einst die Almosen dich drücken werden, die du in eitel Müssigang bettelst und verzehrst."

Der Acker der Wittwe.

Eine Wittwe hatte eine kleine Meierei, nahe bei dem Schlosse eines Fürsten. Sie hatte mit ihrem Manne darauf viele Jahre zufrieden gelebt, auch hatte ihr Mann noch auf dem Sterbebette ihr anbefohlen, daß das kleine Gut an Niemand anders gelangen sollte, als an ihren Sohn. Da kam aber auf einmal dem Fürsten der Gedanke, seinen Garten zu erweitern, und gerade hier auf jenem Acker ein neues Lusthaus zu errichten. Er ließ der Wittwe Anfangs eine kleine Summe anbieten, als sie es aber nicht freiwillig verkaufen wollte, so nahm er es mit Gewalt. Umsonst waren die Bitten und Thränen der Wittwe; da bat sie doch wenigstens um einen Sack voll Erde, damit sie ein Andenken hätte von dem ihr so werthen Gute. „Diese kann sie haben," antwortete lachend der Fürst, welcher eben sein neues Eigenthum besichtigte und zur Erbauung eines neuen Palastes Pläne machte. Sie füllte nun einen Sack voll Erde an; als dies geschehen war, hatte sie aber noch eine kleine Bitte: der Fürst möge ihr helfen, den Sack auf den Esel zu laden. „Wahnsinnige," rief er, „die Last ist zu schwer für mich!"

„Zu schwer?" sagte sie, „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstückes, auf welchem wir sind, scheint Euch zu schwer? O Herr, und Ihr erschaudert nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem Ihr vor Eurem und meinem Richter erscheinen werdet? An welchem nicht blos dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück Euch zur Last fallen wird, sammt allen Thränen, die daran kleben." Die Wittwe weinte und wollte sich entfernen, da rief er sie zurück: „Halt!" sagte er ganz bewegt, „da nimm dein Erbtheil wieder, du hast gesiegt; wenn mir schon ein Sack voll Erde zu schwer wird, wie würde es erst der ganze Acker sein?"

Und dann?

Als der heilige Philippus Neri sich einst in einer Stadt aufhielt, in der eine große und berühmte Universität war, kam eines Tages ein junger Mensch, den er schon von früherer Zeit her kannte, zu ihm und erzählte dem heiligen Manne

mit großer Freude, daß sein sehnlichster Wunsch endlich erfüllt sei, indem er von seinen Freunden die Erlaubniß erhalten habe, die Rechtsgelehrsamkeit studiren zu dürfen; wie er dazu die hohe Schule dieser Stadt, wegen ihres großen Rufes, erwählt, und wie er nun nicht Fleiß, noch Anstrengung, noch Mühe scheuen wolle, die Studien auf das Bäldeste und Beste zu vollenden.

Der heilige Philippus hörte den jungen Mann, der dieses mit der weitläufigen und breiten Redseligkeit der Jugend und der Freude vollbrachte, auf das Geduldigste und Freundlichste an, und als die lange Rede zu Ende war, sprach er: „Nun, und dann, wenn Ihr die Studien vollendet haben werdet, was wird dann geschehen?“ „Dann werde ich den Doktorhut erhalten,“ sagte der junge Mann. „Und dann?“ fragte der Heilige weiter. „Und dann,“ fuhr der Jüngling fort, „dann werde ich viele und verwickelte und schwierige Rechtshändel führen; werde durch meine Beredtsamkeit, meinen Eifer, meine Gelehrsamkeit und meinen Scharfsinn die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenken und so mich berühmt machen.“ „Und dann?“ fragte der Heilige weiter. „Und dann,“ sagte der Jüngling, „und dann kann es nicht fehlen, daß man mir irgendwo ein ehrenvolles, öffentliches Amt anvertraut; auch zu Geld und Gut werde ich gelangen.“ „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. „Und dann,“ nahm der Jüngling wieder das Wort, „dann werde ich in Würde und Wohlhabenheit ein bequemes und ehrenreiches Leben führen, und mit Ruhe kann ich dann einem heitern und frohen Alter entgegensehen.“ „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. „Und dann — dann werde ich sterben.“ Der heilige Philippus aber erhob die Stimme und fragte weiter: „Und dann?“ — Der Jüngling aber antwortete hierauf nicht. Mit gesenktem Haupte ging er fort, und dieses „und dann?“, das ihm wie ein Blitzstrahl in die Seele gedrungen war, konnte er nicht mehr aus dem Sinne bringen. Bald darauf trat er in einen geistlichen Orden und führte bis an sein seliges Ende ein frommes Leben.

Die drei verschiedenen Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei davon liebte er so innig, daß er stets bereit war, Alles für sie zu thun, den dritten aber schätzte er sehr wenig und benahm sich gegen ihn ganz kalt. Da kamen eines Tages die Schergen zu ihm und riefen ihn zum Richter, wo er über 10,000 Dollars Rechenschaft ablegen sollte. Eiligst machte der Mann sich auf, kam zu dem ersten und geliebtesten seiner Freunde und stellte ihm auf's Beweglichste vor, wie oft er das Leben für ihn gewagt, und wie er seiner Hülfe nun so äußerst bedürfe. Der geliebte Freund erwiederte aber mit trockenen Worten: „Ich bin keineswegs dein Freund, weiß auch nicht, wer du bist; andere Freunde habe ich freilich, und bei diesen muß ich eben heute mich einfinden; hier denn sind für deine Noth zwei Hemden, mehr hast du von mir nicht zu erwarten." — Beschämt und bestürzt eilte der Mann nun zu seinem zweiten Freunde: „Bedenke doch und führe zu Gemüthe," so redete er diesem zu, „wie viele Wohlthaten du von mir empfangen, welche Ehre und Liebe ich dir allezeit erwiesen; nun aber bin ich in äußerster Bedrängniß und bedarf deines Beistandes." Der zweite Freund erwiederte: „Ich habe der Geschäfte allzu viele und zum Gerichtshof kann ich mit dir nicht gehen. Alles, was ich vermag, will ich thun; ich will die Gasse entlang dich begleiten, bis zur nächsten Ecke, wo die Straßen sich kreuzen." Neuerdings in seiner Erwartung getäuscht, noch bestürzter als vorhin, schlich der Mann ganz zaghaft zum dritten Freund, dem warf er sich zu Füßen und sagte in tiefer Beschämung: „Ich bekenne, daß ich bisher sehr kalt gegen dich gewesen, und daß ich deine Freundschaft nicht verdiene, nichts desto weniger in äußerster Noth, und von meinen übrigen Freunden verlassen, komme ich zu dir; sei meines Undanks nicht eingedenk; erbarme dich und hilf mir." — Da sprach sehr liebevoll und heitern Angesichts der dritte Freund: „Ja, ich bin dein wahrhafter Freund, jetzt wie vormals, und das Wohlwollen, so du mir bezeigt hast, so wenig es auch sein mochte, will ich dir heute reichlich ersetzen. Ich will dir vorangehen und meine Bitten für dich einlegen, sei getrost und folge mir nach!"

Wer sind diese drei Freunde? Der erste ist Geld und Gut. Diesen liebt Mancher so sehr, daß er ihm zu lieb Ge=

sundheit und Leben oft der größten Gefahr aussetzt, ja sogar sein Gewissen und die ewige Seligkeit. Wenn es aber mit den Menschen zu Ende geht, was thut dann dieser Freund? Er nimmt Abschied, er wendet sich zu anderen Freunden, zu den lachenden Erben; dem früheren reicht er zwei Hemden, nämlich: das Schweißtuch und das Grabtuch.

Der zweite Freund sind die Verwandten, Gemahlin, Kinder, Vettern, Basen. Was bringen diese dem vor Gericht Gerufenen für Hülfe? Sie begleiten ihn über die Gasse, bis dahin, wo die Wege sich scheiden; sie gehen hinter ihm her bis zum Kirchhof, dann begeben sie sich wieder nach Hause.

Und wer ist der dritte Freund? Es ist Jesus Christus, gegen welchen hier Mancher so kalt und gleichgültig ist, so daß er nur selten und ungern, und wenn er sonst nichts „Besseres" zu thun weiß, ihm einige Aufmerksamkeit schenkt.

Und es ist der heilige Schutzengel, welcher das Wenige, was der Mensch Gutes gethan hat, das Bischen wahres Gebet, irgend ein Werk der Barmherzigkeit gegen Nothleidende, irgend eine kleine Selbstverleugnung oder die Augenblicke der Herzensergebung, der Zerknirschung, bei dem Gerichte vorzeiget, und damit seine Sache vertheidigt.

Warum geht es den Bösen hier oft so gut?

Ein Kind, welches die vorausgehenden Erzählungen aufmerksam gelesen und dem Lehrer wieder erzählt hatte, fragte denselben: „Aber warum straft Gott das Böse nicht immer? Warum giebt es so viele Böse, denen es recht gut geht?" Der Lehrer erwiederte: „Bei Manchen wartet Gott noch zu, ob sie nicht vielleicht sich bessern; bei Anderen ist eben dies die größte Strafe, daß er es ihnen wohlgehen läßt, er läßt ihnen Gesundheit und Ueberfluß in allen Dingen, wie der Arzt den Kranken keine bittere Arznei mehr giebt und sie essen und trinken läßt, was sie wollen, wenn er sieht, daß bei ihnen doch nichts mehr hilft.

Das Mastvieh wird zum eigenen Tode gemästet, je mehr es fett wird, desto mehr eilt es unwissend der Schlachtbank zu."

Ferner sagte der Lehrer: „Wenn Gott immer gleich nach

jeder guten oder bösen That bestrafen oder belohnen würde, so würden die Menschen blos wegen des Lohnes, wegen zeitlichen Gewinnes, das Gute thun, und nicht weil es gut und Gott gefällig ist; ebenso würden sie nur der Strafe wegen das Böse unterlassen, sie würden nicht das Böse fliehen, sondern nur die Strafe."

IV. Reihe. Die Besserung.

Die frischen und die faulen Aepfel.

„Vater," fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam, „was sind denn die bösen Gesellen? Der Schullehrer hat uns heute gesagt, wir sollen ja vor allem die bösen Gesellen meiden." „Der Schullehrer," antwortete der Vater, „hat recht gesagt, mein Kind! daß man die bösen Gesellen, so viel es möglich ist, meiden soll. Böse Gesellen sind solche Menschen, die selbst verdorben sind und auch noch Andere zum Bösen verführen. Ja, es giebt leider auch schon solche unglückselige Kinder, die nicht genug bedenken, was unser liebe Gott verboten hat, und die sich nicht schämen, wenn sie was Schändliches thun, und wohl gar auch zu anderen Kindern sagen: Dies und das ist keine Sünde, was doch schändlich, oft abscheulich ist. Wenn dann ein gutes Kind mit ihnen, besonders allein, umgeht, so wird es auch verdorben."

„Aber, Vater," sagte das unschuldige Kind, „ich meine, gute Kinder sollten mit bösen Kindern umgehen, damit auch diese wieder gut werden." Da kam ein fremder Mensch in's Haus; der Vater wurde abgerufen, ehe er dem Kinde antworten konnte. Am Abend ließ der Vater eine Schüssel voll fauler Aepfel auf den Tisch stellen, dann gab er dem Kinde etliche schöne, frische Aepfel und sagte: „Leg' diese Aepfel zu den faulen hinein, damit diese auch wieder schön und frisch werden." „Nein, Vater," antwortete das Kind, „gerade umgekehrt, die frischen würden nun auch von den faulen angesteckt werden." „Ebenso, mein Kind," versetzte der Vater, „würden auch die guten Kinder von den bösen angesteckt werden, anstatt daß die bösen von den guten gebessert werden."

Das Kind dachte lange über diese Worte des Vaters nach.

Das verführte Kind.

„Ich kenne einen Knaben, den ich nicht nennen darf, der war bis in sein zwölftes Jahr immer munter und fröhlich, ungemein leutselig und gesprächig, frisch und gesund, wie das Leben," so erzählte der Vater ein ander Mal.

„Aber auf einmal wurde er ganz verdrossen, furchtsam und leuteschen. Man sah ihn oft den halben Tag nicht, und kein Mensch wußte, wo er herumschlich. Seine Eltern merkten dieses bald; sie fragten ihn, warum er nun so still und traurig wäre, was ihm fehle? Sie glaubten, ihr Kind müßte krank sein; und wirklich sah er ganz blaß aus, und seine Augen wurden trüb und matt. Aber er gab seinen Eltern immer zur Antwort: Ich weiß nichts, mir fehlt nichts, und konnte ihnen doch nicht gerade in's Gesicht schauen, da er dieses sagte.

Nach einiger Zeit kam ein nahe Befreundeter zu den Eltern des unglücklichen Knaben und warnte sie, daß sie auf ihr Kind besser Acht haben sollten, ihr Sohn gehe mit bösen Buben um, es sei entsetzlich, was sie trieben, die Leute redeten schon davon.

Auf diese Nachricht wurden die guten Eltern untröstlich. Die Mutter fing bitterlich zu weinen, der Vater zu klagen an: Nun ist unsere Hoffnung verloren! Nun ist unsere ganze Freude dahin! — Unglückseliges Kind! haben wir dieses an dir erleben müssen? Sie suchten gleich ihr Kind auf und nahmen es allein zu sich. — Der Vater fragte Anfangs in Güte, und da das Kind mit der Sprache nicht heraus wollte, drang er mit allem Ernste darauf: „Sag', mit was für Cameraden gehst du um? Was hast du gethan?" Das Kind, ganz betroffen, fing mit gebrochener Stimme an: „Da — und da bin ich gewesen! Sie haben gesagt, es wäre keine Sünde?" — Was, nicht Sünde?" versetzte der Vater, „weißt du nicht selbst, was Sünde ist? Hast du dich nicht schämen müssen? hast du dich getraut, so etwas zu thun — und Gott ganz außer Augen gesetzt?" — Da fing das Kind freilich zu weinen und zu bitten an: Es gestand Alles und erkannte sein Unrecht und Unglück.

Was wollten nun die guten Eltern thun? Der Vater war jetzt allein darauf bedacht, wie er seinen verführten Sohn wieder auf bessere Wege bringen könnte. Er ging zum Herrn Pfarrer, daß er ihm rathen und helfen möchte. Der Herr

Pfarrer war darüber ganz betroffen; er sah und fragte weiter nach; da fand es sich leider, daß viele Verführer und Verführte in seiner Gemeinde waren. — O, die unglücklichen Kinder!

Melania.

Ein gewisser Isidor hatte nur eine einzige fünfjährige Tochter, Melania mit Namen, mit einer so großen Lebhaftigkeit und einer so wunderlichen und eigensinnigen Gemüthsart, daß man an aller Besserung verzweifelte. Der Vater fluchte ihr nicht, aus Furcht, sie möchte durch seine Flüche noch boshafter werden. — Er handelte hierin sehr klug: Denn die Verwünschungen von Vätern und Müttern dienen zu weiter nichts, als die Kinder noch schlimmer zu machen. — Er betete für das Kind, unterrichtete und strafte es. Aber nichts konnte die wilde Laune dieses kleinen Starrkopfes bändigen, welche schon anfing, die jungen Mädchen und Knaben durch ihr Beispiel zu ärgern.

In einem Alter von zehn Jahren, als sie eines Tages einen Schrank durchsuchte, fand sie ein Crucifixbild, welches ihre verstorbene Mutter darin aufbewahrt hatte. Melania lief damit zu ihrem Vater und fragte ihn, was dieses Bild vorstelle. „Meine Tochter," antwortete er, „es ist ein Crucifixbild." — „Aber," erwiederte das Kind, „was will denn dies sagen, ein Cruzifixbild?" — „Ich habe es dir ehedem schon oft gesagt, aber du mußt es wieder vergessen haben. Es ist eine Vorstellung des am Kreuze hangenden Jesu Christi." „Aber ich weiß nicht, was eine Vorstellung des an dem Kreuze hangenden Jesu Christi sagen will." Isidor sprach: „Ich will dich unterrichten mein Kind, höre mich an!"

„Du weißt es wohl, daß der Sohn Gottes vom Himmel herabgekommen und, um uns zu erlösen, Mensch geworden ist. Denn ohne ihn wären wir Alle verloren gewesen, von der Sünde nie befreit worden. — Nun, dieser Mensch gewordene Sohn Gottes ist Jesus Christus. Er hat sein Leben in der Buße hingebracht, Er hat alle unsere Sünden beweint, Er hat die Menschen unterrichtet, und die Unterwei-

sungen Jesu Christi nennen wir das Evangelium. — Die Juden sind auf eine unmenschliche Weise mit ihm umgegangen, haben mit einer Dornenkrone sein Haupt durchbohrt, ihn an das Kreuz genagelt, durch diese Marter getödtet und all' sein Blut vergossen. Vor dem Tode noch hat Er seinen Vater für seine Peiniger und für uns gebeten. Nun, meine Tochter, dies Bild soll dazu dienen, uns an alles Dieses zu erinnern."

Melania hörte aufmerksam zu, und Isidor benutzte diesen glücklichen Vorfall zum Unterrichte seines Kindes. Um ihr Herz zu rühren, sagte er: „Weißt du wohl, wer Jesum Christum auf eine so grausame Weise mißhandelt hat?" — „Ich weiß es nicht," antwortete das Kind. — „Meine liebe Tochter," erwiederte der Vater, „wir und unsere Sünden sind leider die Ursache seines Todes gewesen. Ja, mein Kind, deine Sünden sowohl, als die meinen, haben Jesum Christum an das Kreuz geschlagen. Ueberdenke wohl alle die Sünden, welche du begangen hast, allen den Ungehorsam, alle die Unehrerbietigkeit in der Kirche, alle die kleinen schelmischen Streiche, alle die Grobheiten, die du mir erwiesen, dein ungesittetes Betragen, das du geäußert, und die vielen Aergernisse, die du Anderen gegeben hast. Alles Dieses, meine liebe Tochter, hat Jesum Christum betrübet und zu seinem bittern Tode beigetragen. Du hast ihm so viele Streiche versetzt, als du Sünden begangen hast."

Isidor entdeckte eine Thräne, welche in Melanien's Auge zitterte. Er benützte den günstigen Augenblick und fuhr fort: „Willst du ihn noch einmal kreuzigen und in deinem Herzen durch deinen Ungehorsam und deine Bosheit tödten? Willst du ihm deine Liebe versagen, da du siehst, was er aus Liebe zu dir, um dich zu bessern und selig zu machen, gethan hat?" — Und noch vieles Andere setzte der Vater hinzu, was ihm nur die Liebe eingeben konnte.

Die gute Melania war so heftig bewegt, das Herz war ihr so voll, daß sie auf einmal das Bildniß des Gekreuzigten mit beiden Händen ergriff. — „Ach, liebster Vater, schenket mir dieses Bild." — „Mit tausend Freuden," antwortete er, „du sollst es haben, bewahre es nur wohl." — Sie ging, verschloß sich in ihr Kämmerlein, brachte den übrigen Tag unter Weinen und Schluchzen zu, küßte die Füße ihres Ge=

kreuzigten, drückte ihn an ihre Brust und sagte: „O, mein Gott und mein Herr! so erbärmlich habe ich dich zugerichtet! So habe denn ich dich gekreuziget! O, mein Gott, verzeihe mir! Wenn ich gewußt hätte, was ich that, o niemals würde ich dich beleidigt haben! Habe Mitleid mit meiner Jugend und Unwissenheit!"

Maria von Egypten.

Sie war in ihrer Jugend ganz leichtfertig gewesen und hatte ein sündhaftes Leben geführt. Ebenso leichtsinnig ging sie mit einem Zuge frommer Wallfahrer, welche von Egypten nach Jerusalem gingen, um dort das heilige Kreuz zu verehren und zu küssen, an dem unser Heiland gestorben ist. Ganz leichtsinnig, ohne Reue und Andacht, wollte sie auch mit den Anderen in die Kirche des heiligen Grabes hineingehen; da hielt sie eine unsichtbare Hand zurück; sie versuchte es zum zweiten und dritten Male, aber es war umsonst. Dadurch wurde sie tief erschüttert: „zum ersten Male," erzählte sie später selbst, „erweckte ich jetzt Reue und Leid und fing bitterlich zu weinen an. Um meine Thränen ungestört fließen zu lassen, setzte ich mich fern in einen Winkel, mir gegenüber war ein Bild der Mutter Gottes, ich hatte es Anfangs nicht bemerkt; ich erinnerte mich, einst gehört zu haben, sie sei die Mutter der Barmherzigkeit und die Zuflucht der Sünder. In bitterm Schmerz warf ich mich jetzt vor ihrem Bilde nieder und rief aus der Tiefe meines Herzens: „Heilige Mutter Gottes, bitte für mich arme Sünderin! Ich verdiene freilich nicht, das Kreuz meines Heilandes zu verehren, denn ich bin die größte Sünderin, aber durch deine Fürsprache, barmherzige Mutter, hoffe ich, dieser Gnade theilhaftig zu werden. Dafür gelobe ich dir, von Stund an alle Tage meines Lebens meine Sünden zu beweinen, die Welt zu verlassen und einzig deinem Sohne, meinem Herrn und Gott zu dienen." Als ich so gebetet hatte, faßte ich ein Herz und wagte auf's Neue in in die Kirche zu gehen, und sieh, ich konnte es ohne Hinderniß. Nun warf ich mich unter die Menge der Gläubigen mit zerknirschtem Herzen hin vor das heilige Kreuz und beweinte von

Neuem meine Sünden." Getrost ging sie nun fort vom heiligen Kreuze und an den Jordan. Hier traf sie eine Kirche, zu Ehren Johannes des Täufers gebaut. Daselbst brachte sie die Nacht im Gebete zu; am Morgen legte sie eine reumüthige Beichte ab, empfing den Leib des Herrn, setzte dann in einem Schifflein über den Jordan und begab sich in eine Wildniß, wo sie noch 47 Jahre in heiligen Bußübungen zubrachte.

Das Ackerfeld.

Ein Jüngling hatte nach und nach mehrere Fehler angenommen, ja es war ihm so manches Böse schon zur Gewohnheit geworden. Er nahm dieses endlich durch die Gnade Gottes wahr, und er wünschte, wieder zum vorigen Stande zurückzukommen; aber eben, weil das Böse ihm schon zur Gewohnheit geworden war, verzagte er, darüber noch Meister zu werden. „Ich werde nie mehr dahin kommen, wo ich einst war," sprach er, und er ließ den Muth gänzlich sinken. Kurz darauf traf er mit seinem geistlichen Vater zusammen, und klagte ihm, wie sehr sein Inneres zerrüttet sei. Dieser hörte ihn liebreich an, tröstete ihn und erzählte ihm Folgendes Beispiel:

„Es war einstmals ein Mann, der hatte ein Ackerland und vernachlässigte solches gänzlich, so daß es endlich ganz mit Disteln und Dornen bedeckt war. Nun besann er sich plötzlich und sah, wie Schade es war, beschloß, das Ackerland zu bebauen, und sprach zu seinem Sohne: „Mein Sohn, gehe hinaus und reinige unser Ackerland." Und der Sohn ging hinaus, dasselbe zu reinigen. Als er aber die große Menge Dornen und Disteln überschaute, von denen es ganz überwachsen war, verlor er allen Muth und sprach: „Wie lange hätte ich da zu thun, wenn ich Alles ausrotten und reinigen wollte." Und er legte sich auf die Erde nieder und schlief. — Dies aber that er mehrere Tage hindurch. Und es ging sein Vater hinaus, daß er sehe, wie weit der Sohn gekommen wäre. Wie er nun sah, daß dieser ganz und gar nichts angerührt hatte, sprach er zu ihm: „Warum hast du in so langer Zeit nichts gethan?" Der Jüngling aber gab

dem Vater betrübt zur Antwort: „Als ich herauskam und Hand anlegen wollte, da sah ich diese ungeheure Menge Disteln und Dornen, und es entfiel mir aller Muth, so eine endlose Arbeit auf mich zu nehmen, und vor Betrübniß und Unmuth warf ich mich zur Erde nieder und schlief ein.“ Da sprach der Vater zu ihm: „Mein Sohn, bearbeite du jeden Tag nur so viel Erdreich, als die Breite beträgt, die dein Körper auf der Erde einnimmt, und es wird dein Werk allmälig vor sich gehen, und deine Kleinmuth wird von dir weichen.“ Und der Jüngling that, wie er gehört hatte, und sein Erbe war in kurzer Zeit gereinigt, blühend und überaus fruchtbar. „Also, mein Bruder, wirke auch du allmälig, und du wirst nicht erliegen, und Gott wird durch seine Gnade dich wieder zu deinem früheren Stande zurückführen.“

Unser Jüngling aber ging hierüber gar sehr getröstet fort und bearbeitete, wie sein geistlicher Vater ihn gelehrt hatte, den Acker seines Herzens mit Geduld, und fand endlich Ruhe und erlangte durch die Gnade des Herrn zu noch größerm Fortgange.

Die Cypressen.

Ein anderer Jüngling kam zu einem Altvater in der Wüste und bat um Rath und Hülfe, um leichter über die bösen Neigungen siegen und sich selbst überwinden zu können. Der Altvater befahl ihm, eine noch junge Cypresse auszureißen; der Jüngling that es mit Leichtigkeit. Dann zeigte ihm der Altvater eine schon etwas stärkere, hier mußte der Jüngling schon beide Hände und alle seine Kraft anwenden. Bei der dritten Cypresse, die der Altvater ihm nun auszureißen befahl, mußte er auch noch andere zu Hülfe rufen; bei der vierten aber war alle Bemühung umsonst. „So,“ sprach der Altvater nun, „ist es auch mit den bösen Neigungen des Herzens, rotte, tilge sie sogleich aus, und es wird nicht viele Mühe kosten; je länger sie aber in Ruhe gelassen werden, desto mehr fassen sie Wurzeln, und desto schwerer ist es, wieder über sie Herr zu werden.

Wie sich ein Kind das Lügen abgewöhnt.

Christoph hatte die schändliche Gewohnheit zu lügen. Es gibt leider wohl mehrere Kinder, die gern lügen. Möchten sie sich alle bessern! — Christoph war oft von seinen Eltern wegen des Lügens gewarnt und auch gestraft worden; aber es half nichts, weil sich das Kind das Lügen zu sehr angewöhnt hatte.

Einst, da er eben wieder Schläge fürchtete und auch wohl selbst erkannte, wie schändlich das Lügen ist, sagte er zu seiner Mutter: „Was muß ich denn thun, daß ich mir das Lügen abgewöhne?“ Die fromme Mutter antwortete: „Führe dich nur immer so auf, daß du dich nicht scheuen darfst, die Wahrheit zu sagen. Nimm dich mehr in Acht, wenn du etwas sagst. Denke daran, daß Gott Alles weiß. Versprich ihm, daß du dich vor Lügen hüten wolltest, und bitte ihn mit Vertrauen um seinen Beistand, daß du deinen Vorsatz haltest. Sieh, wenn du recht an Gott, deinen himmlischen Vater, denkest, so wird dir gewiß auch einfallen, was er verboten hat. Nimm dir dann vor, deine Fehler zu verbessern und nur das zu thun, was Gott gefällig ist. Denke oft daran, was du dir von Gott dem Allwissenden, vorgenommen, was du ihm versprochen hast. Dann wirst du desto besser deinen Vorsatz halten. Kommt es dir auch schwer an, diesen oder jenen Fehler ganz zu vermeiden, so denke: Gott steht dir bei; — er hilft dir selbst. Mit Gottes Beistand ist dir alles Gute möglich, wenn du nur ernstlich darnach trachtest.

Christoph folgte fleißig dem Rathe seiner Mutter. Er betete oft in der Stille: „Lieber, guter Gott, du weißt Alles, du liebest die Wahrheit und hassest die Lügen. Stehe mir bei, daß ich mir das Lügen abgewöhne, ich will gewiß auch recht Acht geben, daß ich nicht mehr lüge.“ Auch redete er seltener, als sonst, unüberlegt, und besann sich allemal ein wenig, ehe er etwas sagte. So wurde er von Zeit zu Zeit etwas besser, bis er sich endlich das Lügen ganz abgewöhnte.

Da siehst du, was das Beten nützet und wie du beten sollst.

Das Beten gibt zum Guten Kraft und Muth;
Wer nach dem Guten strebt, der betet gut.

Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn oft, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden; allein der Knecht sagte: „das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß."

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Mathias, sieh da einen neuen, schönen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibst und kein zorniges Wort von dir hören läßt." Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein.

Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu machen; allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges böses Wörtchen entwischte.

Am Abend gab Fridolin ihm den Thaler und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stück Geld zu Liebe deinen Zorn so überwinden kannst, allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst." Der Knecht besserte sich und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Die Liebe Gottes muß dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

V. Reihe. Blüthen und Früchte des christlichen Lebens.

Das Gebet.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief voll Freuden hin und her.

Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater den Hut ab, sah gen Himmel und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dies und fragte den Vater, warum er den Hut abnehme, und was er in der Stille gesagt habe. „Mein

Kind," antwortete der Vater, „ich denke jetzt an Gott, da ich die liebe, schöne Sonne aufgehen sehe. Ich betete in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh', Kind, Gott hat die Sonne und Alles, was du hier siehst, erschaffen." — „Und Alles," sagte das Kind, „so schön gemacht!" — „Liebst du," fuhr der Vater fort, „liebst du, mein Kind, diesen guten Gott?" — „Ja, ja," sagte das Kind, und vor Freude gingen ihm die Augen über.

O Gott, wie groß, wie gut bist du,
Wie schön ist deine Welt!
Hilf', daß ich dir zu Lieb' auch thu',
Was dir, o Herr, gefällt.

Das fromme Mädchen.

Ein frommes Mädchen, Theresia mit Namen, wurde früh in ihrer Jugend von dem Herrn aus diesem Leben durch den Tod abgerufen. Voll heiliger Freude erinnerte sie sich ihrer ersten Lebensjahre und dankte und pries auf ihrem Sterbebette den Herrn, daß er ihr so gute Eltern und Erzieher, und so viele Gnaden gegeben hatte.

Sehr früh, erzählte sie, wurde ich von meiner Mutter zum Beten angehalten. Es waren unser acht Geschwister, täglich mußten sich die Kleinern um die Mutter versammeln, niederknien, die Hände falten und laut beten. Mich hatte die Mutter besonders lieb und ich mußte immer bei ihr sein. So bald ich im Stande war, mußte ich mit den kleinern Geschwistern umgehen, sie pflegen und tragen; Tag und Nacht hatte ich immer zwei bei mir. Obwohl sie mir Verdruß machten, hatte ich sie doch recht lieb, weil sie so gar sehr nach mir verlangten. Wenn ich in die Schule ging, so weinten sie, und wollten auch mit, und wenn ich wieder zurück kam, so liefen sie mir entgegen und umarmten mich. Weil die Mutter immer sehr mit Arbeiten überladen war und nicht so oft, wie sie wünschte, mit uns beten konnte, so schickte sie mich mit den kleinern Kindern täglich und so oft es sein konnte, zu den Großeltern, die in einem andern Hause wohnten. Beide waren überaus gottesfürchtig, übten sich im Gebet und andern

guten Werken. Die Großmutter lehrte uns vor allem den schönen Christengruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Wenn ihr kommt oder gehet so saget: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und neiget das Haupt, sprach sie, denn, fügte sie gewöhnlich bei: „wir haben heute noch vieles zu beten, müßt also recht still sein, Kinder und auch mitbeten.“

Wir setzten uns und fingen zu beten an. Als ich die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes und der Tagzeiten lesen konnte, mußte ich vorbeten, was mir große Freude machte, weil mir die Großeltern sagten, man habe mehr Verdienst bei Gott, wenn man andächtig vorbete, weil man sich dabei mehr anstrengen muß. Beim Anfange des Gebetes machten sie das heilige Kreuz und sagten:

„Im Namen Jesu und Maria; im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit fangen wir an zu beten, Herr, gib uns deine Gnade dazu, damit wir's können! Nach geendigtem Gebete sagten sie: „Wir opfern jetzt wieder Alles auf in das allerheiligste Herz Jesu! Dieser wolle jetzt verbessern, was wir nicht recht gemacht haben, wir vereinigen Alles mit den Verdiensten Jesu und aller Heiligen und der ganzen katholischen Kirche!“

Obgleich ich mir dachte: wir können ja beten und haben jetzt so viel gebetet, so merkte ich doch auf diese Worte mit besonderem Fleiße, und wenn ich dann für mich allein betete, so erinnerte ich mich an diese Worte und sprach dieselben auch vor und nach dem Gebete, obgleich ich den Sinn derselben nicht verstand.

Die heilige Theresia verliert ihre Mutter.

Ich war, schreibt die heilige Theresia, ungefähr zwölf Jahre alt, als ich meine Mutter verlor. Groß, sehr groß, war mein Verlust, sie hatte mir so viel Gutes gethan und sich für mich, für meine Erziehung so große Mühe gegeben, sie suchte durch gute Bücher in mir den Eifer zum Guten zu wecken, besonders durch die Lebensgeschichte der Heiligen; aber vor Allem suchte sie mir Lust zum Gebete und Verehrung der Heiligen selbst und vorzüglich für die heiligste Jungfrau einzu-

flößen. Und es gelang ihr auch. Schon in meinem sechsten und siebenten Jahre hatte ich eine große Liebe und Andacht dazu. Meine Mutter hatte viele Leiden und Krankheiten zu erdulden und schon im dreiunddreißigsten Jahre wurde sie vom Herrn abgerufen. Groß war daher mein Schmerz bei ihrem Tode. Ganz in Thränen zerfließend ging ich nun hin vor ein Bild der Mutter Gottes, warf mich vor demselben nieder und flehte mit Inbrunst: „O Maria, ich habe keine Mutter mehr, sei nun du meine Mutter, vertritt du an mir die Stelle der Mutter.“ Ich that dies mit großer Herzenseinfalt, ich wurde getröstet und habe seither deutlich immer die Fürbitte erfahren, so oft ich mich ihrem Schutze anempfohlen habe.

Die Kindheit der seligen Marianna von Quito.

Die Tagesordnung, welche die Lehrer der Marianna in in ihrer Kindheit gaben, ließ ihr, wie billig, einige Erholungszeit. Da versammelte sie ihre Gespielinnen aus der Nachbarschaft, und überredete sie gar freundlich, mit ihr Lobpreisungen Gottes in abwechselnden Chören anzustimmen. Sie beteten dann den Psalter der seligsten Jungfrau in zwei Chören, und sangen gar anmuthig die Litanei dazu. Zu andern freien Augenblicken richtete sie ihr Altärchen zu, auf welchem ein anmuthiges Marienbild prangte. Sie suchte es von Tag zu Tag zu verschönern und hatte dafür in freien Stunden immer etwas zu thun. Ihre Gespielinnen gingen ihr gar treulich an die Hand. An den Vorabenden der Sonn- und Festtage hatte sie besonders zu thun, um dieses Altärchen würdig zu zieren: ihre Liebe war erfinderisch, Alles herbeizuschaffen, was immer zur Zierde dienen konnte. Ein geschnitztes Jesuskind, das sie hatte, bildete den Hauptschmuck und gleichsam den Mittelpunkt aller Zierden. Sie hob es immer vor Allen andern Figuren heraus. Sie bezeigte ihm aber ihre Verehrung auch dadurch besonders, daß sie die eßbaren Geschenke, die ihr am süßesten und schmackhaftesten schienen, um dasselbe als Opfer herumlegte und es dann armen Gespielinnen vertheilte. An Feiertagen selbst sang sie mit den Ihrigen kindliche Loblieder unter kleinen Umgängen mit dem Jesuskinde.

Diese kindliche Feier erfüllte Alle, die solche sahen, mit großer Freude und Andacht, und Viele riefen aus, wie einst die Verwandten des heiligen Johannes: „Was wird aus diesem Kinde werden? Die Hand des Herrn ist mit ihm."

Und der Erfolg entsprach; auf den herrlichen Morgen folgte der heitere himmlische Tag eines gottgefälligen, tadellosen, reinen Wandels, voll der Liebe Gottes und der Menschen.

Die Blüthen.

Die fleißige Hausmutter eines unbemittelten Landbewohners war eben mit der Arbeit ihrer kleinen Feldwirthschaft zu Ende und kehrte, da die Sonne sich bereits hinter dem nahen Waldhügel verborgen hatte, nach Hause. Eine halbe Stunde Weges hatte sie durch ein stilles breites Thal, in dessen Mitte ihre Wohnung lag. Vier Kinder begleiteten sie; zwei waren ihre eigenen, und die andern zwei gehörten einer verwandten noch ärmeren Familie, die sie aus Mitleid zu sich genommen hatte.

Die Kinder, obwohl auch müde von ihrer, in ihren Augen großen Anstrengung und Arbeit, mit der sie der Mutter geholfen hatten, waren ganz guter Dinge; hüpften und scherzten um die Mutter herum, während sie immer näher der Heimath kamen und der Abend immer kühler geworden war.

Die Mutter war nicht so sorgenlos; sie sah auf gen Himmel und bemerkte mit Schmerzen, daß es eben nach mehreren kalten Regentagen sich aufzuheitern anfing. Es war das Frühjahr weit vorgerückt, und durch die schnelle Aufhellung verbreitete sich große Kühle über die ganze Gegend. Das Getreide der Umgegend stand in schönster Blüthe; fiel ein Reif, was bei diesen Umständen zu befürchten war, so war die Hoffnung eines ganzen Jahres vernichtet. Der nahegelegene See trug überdies noch zur Mehrung der Kälte bei.

Bei dieser Betrachtung rief sie ihre kleine Schaar zur Ordnung und redete sie also an:

„Kinder, wir wollen aufhören zu spielen. Seht, der Abend ist kühl, die Wolken fangen an, sich zu vertheilen, und wenn Gott nicht in dieser Nacht bis zum Morgen noch den

Himmel überzieht, so bricht Kälte herein, und der Reif fällt auf unsere Felder und Aecker, und verdirbt alle Blüthen auf einmal und wir bekommen kein Getreide und kein Brod."

„Kommt, laßt uns recht andächtig zu Gott jetzt beten, auf daß er, der immer liebevoll ist, von uns Schaden abwende, wenn es sein heiliger Wille für gut findet."

Sogleich war Alles still und in andächtiger Stellung. Die Mutter betete vor, die Kleinen nach; und so ging der Zug eine Weile fort, gleich einer kleinen Wallfahrt, bis in die Nähe des Hauses, wo das Gebet beschlossen wurde.

Als sie schon bereits das Nachtmahl eingenommen hatten und die Mutter ihre Besorgnisse auch gegen den Vater geäußert hatte, fing der größere Sohn an zu fragen:

„Warum aber, liebe Mutter, haben wir denn vorher gebetet gegen die Kälte? im Winter pflegen wir solches nicht zu thun. Schadet's da nicht?"

„Nein, mein Kind! Die Ursache ist, weil jetzt die Blüthen da sind, und wenn's da Kälte giebt, ist Alles verdorben wie ich euch sagte."

„Was liegt denn aber an den Blüthen?"

„Auf die Blüthe kommt viel an, Kind, ist diese vernichtet, so wird keine Frucht mehr, ob auch die Wurzel gut und der Stamm gesund wäre. Die Blüthen, so zart und lieblich sie sind, so viel ist auch an ihnen gelegen; in ihnen liegen die Keime der künftigen Frucht; Gott hat sie wunderbar darin verborgen, und wer sie verletzt oder zerstört, verletzt oder zerstört auch die künftige Frucht."

„Und nicht blos der kalte Reif," fiel der Vater ein, „noch unzählig andere Gefahren bedrohen die kleinen Blüthen. Eine geringe, kaum merkliche Verletzung durch die Hand oder einen Stoß, ein kleines Würmlein, ein Käferchen rc. vernichtet die Frucht. Fäden, so fein, oder noch feiner wie das feinste Haar, sind es, an deren Gedeihen die künftige Frucht hängt. — O, nur durch ein Wunder gelingt dieses zarte Wachsthum."

Die Kinder hörten aufmerksam zu:

Die Mutter aber fuhr fort: „O Kinder, ein noch viel zarteres Gewächs seid ihr. Auch ihr sollt wachsen an Leib und Seele, groß werden und recht viele gute Früchte bringen, recht gottesfürchtig wandeln und für den Himmel leben und

weben. O wie Schade, wenn eine kalte Nacht über euch käme! — ihr könntet's nicht mehr einbringen. Sehr bekümmert mich euere Blüthezeit. Glaubet sicher, oft bete ich für die Abwendung des Seelenreifes von euren Herzen, oft, wie wir heute gegen den irdischen Reif gebetet haben, und ihr müsset mitbeten und wirken in Gehorsam, sonst gehet ihr zu Grunde. Die Kleinen sind am empfänglichsten für Gottes Reich. Die zarten Herzen, wo Gottes Pflanzung beginnt, sind so himmlisch schön, eine Freude der Engel und aller guten Menschen."

„Und was ist der Reif der Seele" sprach der Vater, „der euch verdirbt und ertödtet für alles Gute und Heilige?"

„Das, Kinder, wenn ihr bösen Gesellen folgt, wenn ihr den Eigensinn nicht brechet, wenn ihr Gott und sein Gebot vernachlässigt, wenn ihr den Vater da oben nicht mehr liebet, nicht gerne betet, denn dann treibt euch die Sünde."

„O wie Schade wäre es um euch! Sahet ihr nie eine Blume, die der Reif zerstörte? Alle Blätter zusammengeschrumpft, wie verfault; keine Kraft, sich zu entfalten, ist mehr vorhanden; ganz gebeugt ist sie; die Farben sind verschwunden, häßliche Mattigkeit in allen Theilen."

„So, ihr Lieben, ein Kind, das der Reif der Seele verdorben hat, das für Gottes Liebe erkaltet, vom Gifthauche der Sünde und der Welt angegriffen ist; hin ist das Schönste; krank, kraftlos, häßlich vor Gott und der Welt ist ein solcher Mensch, und nichts vermag die Unschuld des Herzens zu ersetzen."

Gerührt schwiegen die Kinder, versprachen neuen Gehorsam, und am selben Abende beteten sie mit großer Bedachtsamkeit das Verslein ihres Nachtsegens:

Gegrüßt seist du, Christkindlein!
Bewahre uns vor Sünden rein.

Und der nächste Morgen schon gab ein Bild der Gewährung. Die Mutter hatte nicht umsonst gebetet. Umzogen war wider Aller Erwarten der Himmel für die Nacht und durch heilsame Hülle war abgewendet der starke Frost von der Gegend jenes Thales. Erst allmälig erheiterte sich das Wetter und brachte durch langsame Erwärmung dauernden Segen — und ein fruchtbares Jahr.

Die Ausschmückung der Kirche.

Es war der Vorabend eines großen Festes; die Wittwe des unlängst verstorbenen Küsters war mit ihren vier Kindern mit aller Emsigkeit und Herzensfreude beschäftigt, die Kirche und die Altäre zu reinigen und zu zieren. Die vier Kleinen mußten nach Kräften mithelfen, herbeitragen, aufstellen — Alles in fromm andächtigem Eifer und mit größter Sittsamkeit. Mehrere Stunden vergingen mit dieser heiligen — für die Kinder und die Mutter gleich erfreulichen Beschäftigung; denn die Kirche war groß, und die Aufmerksamkeit der Mutter erstreckte sich auf die kleinsten Theile derselben.

Endlich standen Kirche und Altäre in vollem Schmucke da, und Aug' und Herz derjenigen, die daran gearbeitet hatten, ergötzten sich an dem bereiteten Liebeswerk für Gott und seinen ewigen Sohn. — Es war ihnen, als hätte der Herr jenes Wort in ihre Herzen geflüstert: „Ihr habt ein gutes Werk an mir gethan!"

Nach abermaliger sorgsamer Prüfung der geschehenen Arbeit sagte die Mutter zu den Kindern: „Nun ist's vollbracht!" und Freude überglänzte ihr Angesicht. — „Aber noch Eines, Kinder! Kommt jetzt mit mir an die Stufen des Altars, den wir so herrlich geschmückt vor uns sehen, und lasset uns niederfallen und insgesammt den himmlischen Vater bitten—bitten, daß er gnädig auf mich und euch, meine lieben Kinder, herabschaue. Dies eine bitte ich, Kinder, jetzt vor Seinem Gnadenthrone, daß Er uns Alle, euch, lieben Kinder, sammt Euren Eltern, in sein Vaterhaus so einst wieder vor seinem Throne versammeln wolle — zu Seiner ewigen Anbetung, wie wir hier vor ihm sind. O, seh' uns, Vater! laß keines der Kinder, die hier vor dir liegen, verloren gehen! Dies ist meine Bitte!— Deine Kinder sind's! — Laß uns, die wir hier in Dir eine Familie sind, vor Dir einst ewig vereinigt werden! — Stille knieeten Alle da, die Mutter in der Mitte — und eine lange, feierliche Pause folgte.

Einer, der unter diesen Vieren knieete, damals ein Knabe von 12 Jahren, wurde später ein Seelsorger.

Gern und mit Entzücken dachte er oft an diesen heiligen Augenblick zurück. „O, heiliger, unvergeßlicher Augenblick," setzte er hinzu, als er dieses erzählte, „du schwebst mir immer vor! Dieses überwiegt alles Erbtheil der Welt. Ja, dieses

Erbtheil, auf welches du selige Mutter! mich dort oben im Vaterhause hingewiesen hast, das ist meine Freude, mein einziges Ziel."

Die Mutter Ludwig des Heiligen.

Einst sagte die fromme Königin Blanka zu ihrem Sohne Ludwig, der etwa in einem Alter von acht bis neun Jahren war: „Mein Sohn, du weißt, wie sehr ich dich liebe, mehr als alle diese königliche Pracht; ja, wenn dein Leben in Gefahr stände, lieber wollte ich das ganze Reich verlieren und vom Throne gestoßen werden; ja, mein eigenes Leben wäre ich bereit zur Rettung deines Lebens hinzugeben; du siehst nun, wie groß meine Liebe und Sorgfalt für dich ist, aber wenn ich wüßte, daß du Gott mit einer schweren Sünde je beleidigen würdest, so wollte ich lieber dich hier vor meinen Augen todt hinstürzen sehen, jetzt, wo du noch im Stande der Unschuld bist."

Diese Worte machten auf den kleinen Ludwig einen großen Eindruck, nie vergaß er sie, sie waren seinem Herzen eingegraben, und nichts verabscheute und floh er in seinem ganzen Leben so sehr, als die Sünde.

Die heilige Agatha.

(Im Jahre Christi 251.)

Der heidnische Richter Quintain hatte von der außerordentlichen Schönheit und den Reichthümern der jungen Agatha Kunde erhalten. Er ließ sie verhaften und vor seinen Richterstuhl bringen.

Er übergab sie nun einem unzüchtigen Weibe. Er meinte, Agatha würde durch ihren Umgang die Liebe zur Keuschheit und auch zum christlichen Glauben gar bald verlieren. Es ist leicht zu errathen, wie viele Versuchungen die zarte Jungfrau bestehen mußte; tausendfacher Tod wäre ihr erträglicher gewesen, als in dieser Gesellschaft zu sein.

Unterdessen verlor sie den Muth nicht, sie hielt sich fest in der Erinnerung an die Gegenwart Gottes, und auf ihn vertrauend, flehte sie unaufhörlich unter den heißesten Thränen um Beistand. Ihr Gebet wurde erhört; nach einem ganzen Monat mußte das böse Weib selbst gestehen, daß an der Jungfrau alle ihre Bemühungen umsonst seien.

Quintain ließ sie nun vor sich kommen. „Schämst du dich nicht, sagte er, daß du das so verächtliche und sklavische Leben der Christen führest, da du doch von so vornehmem Geschlechte herstammest?"

Agatha erwiederte ihm: „Die Demuth und die Niedrigkeit im Christenthum sind weit vortrefflicher als aller Reichthum und alle Hoffart und aller Uebermuth der Könige." Grausam wurde sie nun gemartert: zuerst wurden ihr Backenstreiche gegeben, dann, nachdem sie die Folter und glühenden Zangen ausgestanden, wurde sie auf Scherben und glühenden Kohlen gewälzt. Als sie wieder in den Kerker zurückgeführt worden war, betete sie: „Herr, mein Gott, du hast mich allezeit beschützet, von meiner Kindheit an. Du selbst hast in meinem Herzen die Liebe zur Welt ausgetilgt, und mir die nöthige Geduld, in den Qualen standhaft auszuharren, gegeben. Nimm nun meine Seele auf!" Und so verschied sie.

Das heilige Meßopfer.

Der heilige Philippus Neri war von der Liebe zu Gott ganz ergriffen und hatte eine glühende Begierde, dem Herrn ein geziemendes Opfer darzubringen, er opferte ihm daher alle Neigungen seiner Seele und auch die Huldigung aller Geschöpfe auf. Allein er fühlte, wie arm, wie gering seine Gabe, und wie wenig sie der göttlichen Majestät würdig und genügend sei.

Bei dieser Vorstellung fand er dann seinen Trost in dem erhabenen Opfer, welches in der heiligen Messe Gott dargebracht wird, und wo der Vater durch den Sohn auf eine unendliche Weise verherrlichet wird.

Er brachte daher ihm dieses Opfer dar mit den lebendigsten Gefühlen der Andacht; und wenn er dabei die unend-

lich große Majestät Gottes betrachtete und ihm für seine Wohlthaten dankte und um Nachlassung seiner Sünden und der Sünden der Welt betete, gerieth er in heilige Entzückungen vor Liebe und empfand unaussprechliche Süßigkeiten in der so innigen Vereinigung seiner Seele mit seinem Heilande.

III. Abtheilung.

Naturgeschichte
oder
Betrachtung der Werke Gottes in den drei Reichen der Natur.

Eingang.

Wir sind so sehr daran gewöhnt, die Werke der Natur zu sehen, daß wir vielfältig die Weisheit der göttlichen Einrichtung in ihnen zu bewundern und für die Wohlthaten, die uns dadurch zugeführt werden, dankbar zu sein vergessen, blos deßhalb, weil wir sie beständig um uns haben.

Nur gar zu Viele gleichen den unvernünftigen Thieren, welche das Gras des Feldes abweiden und von dem fließenden Strome trinken, ohne im Geringsten daran zu denken, woher Beides komme und welche Absicht und welche Weisheit demselben zu Grunde liege.

Womit könnten wir wohl unsern Geist angenehmer beschäftigen, als wenn wir im Buche der Natur die Größe und Weisheit unseres Schöpfers und unsere Abhängigkeit von ihm, seine Wohlthaten und unsere Verbindlichkeit kennen lernen? Dazu ist uns ja die Vernunft gegeben, daß wir die Vollkommenheit Gottes in seinen Werken erkennen und ihn verherrlichen.

Bei dieser Betrachtung wollen wir stufenweise zu Werke gehen, von dem Unvollkommenen wollen wir aufsteigen zu dem Vollkommenern, von den Steinen und Erdarten zu den Pflanzen, und von diesen zu den Thieren.

I. Das Mineralreich.

Der Boden, auf dem wir herumwandeln, besteht aus vielerlei Bestandtheilen; verschiedene Gattungen von Erden und Steinen, Metallen, Salzen, Steinkohlen und andere brauchbare Stoffe sind hier, wie in einer großen Vorrathskammer, hinterlegt und aufbewahrt.

Wir wollen diese Bestandtheile der Erde und den Nutzen, den sie uns gewähren, einzeln betrachten.

---

1. Die Steine (stone, rock)

dienen zur Aufführung von Mauern, Brücken ꝛc.; aus dem Kalkstein (lime-stone) wird der Kalk (lime) gebrannt, aus dem Kieselstein (flint-stone) wird das Glas gemacht. Der Sandstein (sand-stone) ist aus lauter kleinen Kieselkörnern zusammengewachsen. Die Edelsteine (precious-stone, jewel) sind die härtesten und durchsichtigsten Steine von verschiedener Farbe; sie lassen sich schleifen, glänzen ungemein schön und werden ihrer Seltenheit wegen über Gold und Silber geschätzt. Die kostbarsten darunter sind: der ganz weiße und farblose Diamant (diamond), mit dem man das Glas schneidet, der karminrothe Rubin (ruby), der himmelblaue Saphir (sapphire), der citronengelbe Tobas (topaz), der grüne Smaragd (emerald), der gelb- und goldgrüne Chrysolith (chrysolite), der orangengelbe Hyacinth (hyacinth), der veilchenblaue Amethyst (amethyst), der meergrüne Berill (beryl) und der meist dunkelrothe Granat (garnet).

Zu den Halbedelsteinen gehören der halbdurchsichtige Agat (agate), der Karneol (cornelian-stone), der blaue Lasurstein (azure-stone) u. s. w., aber der wichtigste Stein ist der Magnet (magnet-load-stone), er hat die merkwürdige Eigenschaft, Eisen an sich zu ziehen und zu tragen; auch theilt er diese Kraft dem Eisen durch Streichen selbst mit. Eine so zubereitete Nadel sieht mit dem einen Ende immer gegen Norden, sie ist daher für Seefahrer von unaussprechlichem Nutzen und mit ihrer Hülfe hat Columbus Amerika entdeckt.

---

2. Die Versteinerungen (petrifaction)

sind zahllose Körper von Thieren und Pflanzen, welche zwar nicht wirklich in Stein verwandelt, aber doch zu einer festen Masse geworden sind. Man findet bisweilen ganze Fische, und so deutlich, daß man jede Schuppe erkennt; man findet Hirsche, Elephanten und andere Thiere, deren Gattung gar nicht mehr vorhanden ist. Jedoch alles Dieses ist nichts gegen die große Menge von Schnecken und Eidechsen. Den größten Theil der Versteinerungen machen die Conchilien oder Schalthiere aus, die sich häufig in ganzen Schichten zu kleinen Bergen mitten im Lande aufgethürmt finden. Versteinerte Fische findet man auf den höchsten Bergen, während man tief in der Erde Landthiere und Pflanzen findet; jedoch haben die Naturforscher auch hier bei diesen versteinerten Geschöpfen eine Stufenfolge bemerkt.

In den untersten Schichten findet man Gewächse, ohne von einem Thiere die mindeste Spur zu entdecken; in den höheren Schichten kommen dann zuerst die unvollkommensten Thiere: die Korallen-Polypen; nach diesen kommen Spuren von Molusken (Weichthiere), hierauf kommen Fische zum Vorschein, dann werden Muschelthiere sehr zahlreich, Fische mit den ersten Amphibien, die Eier legen, wie die Krokodile, die Austern und kriechende Thiere. Noch später kommen Trümmer von Robben und anderen Meer-Säugethieren, auch einzelne Spuren von Vögeln, zuletzt Gebeine von vierfüßigen Landthieren; von Menschen kommt in diesen Schichten keine Spur vor; ein Beweis für die spätere Schöpfung des Menschen. Auch jene Stufenfolge in den Versteinerungen entspricht genau den Schöpfungstagen und der Ordnung, wie die heilige Schrift uns die Erschaffung jener Geschöpfe erzählt.

---

3. Die Metalle (metal).

In der Vorrathskammer, der Erde, sind ferner auch unsere verschiedenen Werkzeuge enthalten. Wie nothwendig ist nicht das Eisen für den Landmann und die verschiedenen Gewerbe; Kupfer, Zinn und andere Metalle zu Gefäßen

verschiedener Art; Gold und Silber, um unsern Verkehr zu erleichtern! Alle diese Metalle hat die weise, göttliche Vorsehung hier in der Erde hinterlegt. Selten finden sich aber dieselben rein von anderen Bestandtheilen oder gediegen vor, meistens sind sie vermischt mit Erdklumpen und Steinen, Erzstufen, und müssen davon künstlich durch das Feuer ausgeschieden werden. Die Metalle sind die schwersten Körper in der Natur, sie lassen sich durch den Hammer strecken, sie haben einen eigenen Glanz; durch das Feuer werden sie glühend und flüssig.

Das Gold (gold) ist nach dem Platina das schwerste Metall, es läßt sich ungemein dehnen und zu dünnen Blättchen schlagen, mit denen dann verschiedene Gegenstände überzogen oder vergoldet werden.

Gold und Silber (silver) werden hauptsächlich zu Münzen gebraucht. Viele Verbrechen werden und wurden des Goldes wegen begangen; hingegen wurde und wird auch ein edler Gebrauch vielfältig davon gemacht. Das Gold hat daran keine Schuld, Alles hängt ab von der Freiheit und der Willensbeschaffenheit des Menschen; daher kann man nicht sagen: Gott hätte das Gold nicht erschaffen sollen; die Menschen würden alsdann etwas Anderes zum Ziele und Werkzeuge ihrer Leidenschaft gemacht haben.

Das Eisen (iron) ist das nothwendigste von allen Metallen und dient zum Pfluge, zu Messern, Scheeren, Nadeln, Hacken, Sägen, Sicheln, Sensen, Schlössern, Gewehren, Eisenbahnen u. s. w. Zinn (tin), Blei (lead), Kupfer (copper), Messing (brass) dienen zu Geschirren, aber Blei, Kupfer, Messing sind gifthaltig, und aus den beiden letzteren entwickelt sich der Grünspan, an dem schon Mancher gestorben ist; daher sollten solche Geschirre nicht leicht zum Kochen gebraucht, besonders aber keine säuerlichen oder fette Speisen darin aufbewahrt werden.

Das Quecksilber (mercury) ist flüssig, es dient uns zu Barometern, um die Schwere der Luft anzuzeigen, auch dient es zur Anfertigung der Spiegel, zu Heilmitteln u. s. w.

---

4. Brennbare Mineralien (fuel).

Der höchst gütige Schöpfer hat auch einen großen Vorrath von brennbaren Stoffen für uns in der Erde hinterlegt: Torf (turf) und Steinkohlen (coal), welche an vielen Orten in großen, ungeheueren Lagern sich unter der Erde befinden und besonders heut zu Tage von größter Wichtigkeit sind, z. B. für Dampfschiffe; auch wird an manchen Orten das Holz immer seltener und theuerer, und manche armen Leute würden nicht im Stande sein, sich am Feuer wärmen zu können. So war die göttliche Vorsehung schon auf uns bedacht und hat diese Kohlen für uns vorbereitet und in der Erde aufbewahrt. Mögen wir an diese gütige Vorsehung öfters denken, wenn wir im Winter der glühenden Kohle zusehen und uns daran zugleich ergötzen und erwärmen!

Andere brennbare Stoffe in der Erde sind: der Schwefel (sulphur), welcher zu vielen Dingen dienlich ist, Asphalt (asphaltum), Reißblei (black lead).—Es gibt auch flüssige Erdharze: die Naphta (naphtha) oder Bergbalsam, das Steinöl (rock-oil), der Bergtheer (fossil-tar).

---

5. Salze (salt)

nennt man diejenigen mineralischen Körper, welche auf der Zunge einen Geschmack erregen, sich im Wasser leicht auflösen, und wenn man dieses durch Hitze wieder verdünsten läßt, sich kristallisiren, d. h. sich in kleinen, eckigen Figuren ansetzen.

Einfache Salze sind: 1) die Säuren (acid): Vitriolöl (sulphuric acid), Salpetersäure (nitrous acid); 2) die Laugensalze (alcali). Aus der Vereinigung der Laugensalze mit Fett entsteht die Seife (soap).

Zusammengesetzte Salze sind: 1) das Kochsalz (kitchen salt), es wird entweder aus dem Meerwasser genommen, welches in Gruben durch die Sonnenhitze verdünstet und das Salz zurückläßt, oder es wird als Steinsalz aus der Erde gegraben und gereinigt, oder uns durch Salzquellen zugeführt, wo dann das salzhaltige Wasser in Kesseln zu Salz eingesotten wird. Wie nothwendig ist nicht wiederum das

Salz, um die Speisen zu würzen, um Fleisch vor Fäulniß zu bewahren; es ist dem Könige eben so unentbehrlich, wie dem Armen, darum hat auch die göttliche Vorsehung überall wieder für einen reichhaltigen Vorrath desselben gesorgt.

Das Salz ist das beste Verdauungsmittel in der ganzen Natur. Auch die Gestalt des gemeinen Salzes ist bemerkenswerth: alle, auch die kleinsten Theile desselben haben 8 Ecken und 6 Flächen, wie ein Würfel; daher kommt es, daß größere Stücke desselben meistens eine kubische Figur haben. Auch hierin läßt sich das Werk der Allmacht nicht verkennen, daß alle Arten des Salzes im Anschließen eine besondere Gestalt annehmen und diese überall und an allen Orten beibehalten. Diese Einförmigkeit und Regelmäßigkeit ist das sicherste Kennzeichen, daß sie ihren Ursprung keinem Ungefähr, keiner blinden Bewegung, sondern dem Rathschlusse eines vernünftigen Wesens zu danken haben.

Andere zusammengesetzte Salze sind: das Glaubersalz (glauber's salt), der Salpeter (nitre), welcher ein Hauptbestandtheil des Pulvers ist, der Salmiak (ammoniac) und Borax (borax); dann die Mittelsalze: das Bittersalz (bittersalt) und der Alaun (alum). Alle diese Salze tragen zum Wachsthum der Pflanzen wesentlich bei.

---

6. Erdarten.

Aber alle bisher erwähnten Bestandtheile unseres Bodens würden die Erde ganz kahl und gleich einer ungeheuren Sandwüste lassen, in der weder Menschen, noch Thiere, noch Pflanzen sein könnten, wenn die göttliche Vorsehung nicht noch einen andern Bestandtheil mit den genannten verbunden hätte, nämlich die eigentliche Erde. Damit aber verschiedene Arten von Gewächsen gedeihen und erhalten werden können, hat Gott nicht blos eine Erdart, sondern verschiedene Arten derselben hervorgebracht. Die oberste Lage des Erdreichs besteht gemeiniglich aus einer schwarzen, lockern und meistentheils fetten Erde, welche durch die verfaulten Pflanzen und thierischen Körper gedüngt und dadurch zur Pflegemutter vieler tausend Arten von Gewächsen wird. Aber auch diese Lage ist von verschiedener Beschaffenheit, bald

sandig, bald locker, bald lehmig und schwer, bald feucht, bald trocken; denn jede Art von Pflanzen und Gewächsen verlangt ihr eigenes und ihrer Natur gemäßes Erdreich. Durch die Vermischung verschiedener Erdarten kann man auch den Boden sehr verbessern. Diese Erdarten sind: 1) die Kalkerde, wozu auch die Kreide (chalk) und Mergelerde (marl) gehören; 2) die Thon- oder Alaunerde (argillaceous earth); hiervon gibt es wieder verschiedene Gattungen, welche auch zu anderen Zwecken dienlich sind: zu Ziegeln, zu Töpferwaaren, zu Porzellan u. s. w.; 3) die Kieselerde, die der Grundstoff vieler Steinarten und des Sandes ist; 4) die Schwererde (baryta); 5) die Bittersalzerde, auch Talkerde oder Magnesia (magnesia) genannt.

Die verschiedenen Arten Erde, aus welchen der Boden besteht, sind mit großer Güte und Weisheit von dem Schöpfer besorgt worden. Diese Erdschichten wechseln mit einander in ungleicher Stärke, Ordnung und Mischung an verschiedenen Orten ab; gewöhnlich kommt unter der gemeinen Gartenerde Thon und Lehm vor, aber bald wechselt wieder Sand mit Thon und Mergel ab. Diese unterirdischen Lager von Sand, Kies und lockerer Erde sind die Hauptgänge des Quellwassers und das Mittel, wodurch dasselbe von fremdartigen Stoffen, wie durch ein Sieb, befreit und gereinigt wird.

Aus allem Diesem ersehen wir einigermaßen, wie weise Anstalten Gott bei der Einrichtung des Erdbodens zur Fruchtbarkeit der Gewächse und zum Wohle seiner Geschöpfe getroffen hat.

II. Das Pflanzenreich.

Um die unnachahmbare Kunst einzusehen, welche sich in der Einrichtung des Pflanzenreiches vorfindet, müssen wir stufenweise zu Werke gehen. Für unsern eingeschränkten Geist ist es nicht möglich, all' das Wunderbare hierbei auf einmal zu überschauen; wir müssen uns begnügen, bei der Betrachtung des Gewächsreiches von den mehr sichtbaren und in die Augen fallenden Dingen zu den weiter entrückten, von einzelnen Gegenständen zu dem Allgemeinen überzugehen.

Wer ist im Stande, auf einmal den ganzen Bau der Pflanzen zu überschauen? — Lasset uns damit den Anfang machen, daß wir bei der Betrachtung der äußerlichen Theile der Pflanzen stehen bleiben.

1. Die Wurzel (root) ist jener Theil der Pflanze, welcher in einer dem Stamme entgegengesetzten Richtung wächst, entweder gerade abwärts oder sich unter der Oberfläche verbreitend. Die Wurzel dient zum Festhalten der Pflanzen, daher je größer das Gewächs ist, auch die Wurzeln desto mehr sich in dem Boden festklammern; ferner dient dieselbe zur Ernährung der Pflanze, indem sie aus der Erde die nöthigen Säfte zieht und ihr zuführt. Daher verbreiten sich die Wurzeln bei einem Baume, den man auf einen dürren, schlechten Boden pflanzt, weit und breit, um bessern Boden und die nöthigen Nahrungssäfte zu erreichen, ja sie dringen durch Mauern. Die Wurzeln binden das Erdreich und schützen vor Hinwegspülen desselben durch Regen u. s. w.

Auch leisten uns schon die Wurzeln die größten Wohlthaten: wie viele Menschen verdanken nicht die Erhaltung ihres Lebens den Kartoffeln, die nichts anders sind, als knollige Wurzeln, ebenso die rothen und weißen Rüben u. s. w. Andere Wurzeln dienen zu Arzneien, zum Färben, zu Hausgeräthen, zur Feuerung. Durch die Wurzelfasern ziehen die verschiedenen Gewächse aus derselben Erde Nahrungsstoff an sich und verwandeln ihn in Säfte von so mannigfaltiger Art. Ist es nicht wirklich wunderbar, daß auf demselben Boden Pflanzen von so ganz entgegengesetztem Geschmacke wachsen? — die süße Kirsche neben dem herben Sauerampfer u. s. w.? daß jede Art die ihr passenden Säfte aus der Erde einsaugt, oder auf die ihr entsprechende Art umbildet?

Wie wunderbar sind auch hier schon die Werke des Herrn!

Aus der Wurzel geht das Kraut hervor und besteht entweder aus bloßen Blättern, oder erhebt sich säulenförmig in die Höhe.

2. Der Stamm, Stengel. Bei den weicheren Gewächsen heißt jene Säule Stengel (stalk), bei den Blumen Schaft (scape), bei den Gräsern Halm (culm), bei den Bäumen Stamm (stem, trunk). Diesem hat die Pflanze zum Theil ihre Stärke und Schönheit zu verdanken. Die

vorzüglichsten Bestandtheile desselben sind: die Rinde, das Holz und das Mark. So wie das Leben der Thiere von dem Umlauf ihres Blutes abhängt, so beruht auch das Leben und das Wachsthum der Pflanzen und Bäume auf dem Kreislauf des Nahrungssaftes; zu dem Ende sind auch alle Theile der Gewächse so von Gott eingerichtet, so gebildet und geordnet, daß sie zur Zubereitung, Erhaltung und zum Umlauf des Nahrungsstoffes dienen.

Die Rinde (bark) ist hauptsächlich jener Theil, in welchem zur Zeit des Frühlings der Saft von der Wurzel in die Höhe steigt, ja, wodurch das ganze Jahr hindurch den Aesten und den daran hängenden Früchten Leben und Wachsthum mitgetheilt wird. Das Holz (wood), des Baumes besteht aus feinen Fasern; einige von diesen sind so zart und fein, daß in dem Umfange eines Haares mehr als 8000 solcher feinen Fasern enthalten sind. Zur Sammlung und zur bequemen Verbreitung des Nahrungssaftes findet sich eine unzählbare Menge kleiner Röhrchen vor, die sich der Länge des Baumes nach bis in die Wipfel erstrecken. Einige führen den Saft von der Wurzel in die Höhe, andere wieder von da zurück in die Wurzel; jenes geschieht bei Tage während der Sonnenhitze, dieses aber an kühlen Abenden. Hört dieser Umlauf des Saftes auf z. B. durch ringelförmiges Einschneiden in die Rinde, so verdorret der Baum. Der Ueberschuß der Säfte steigt in den großen Gefäßen zwischen der äußern und innern Rinde wieder abwärts. Dadurch bildet sich jedes Jahr ein neuer Ansatz zum Stamme; wenn man daher einen Baum durchschneidet, so kann man aus diesen Ringen das Alter desselben erkennen.

Nicht minder ist auch bei schwächeren Gewächsen der Stengel oder Halm bewunderungswürdig eingerichtet; die verschiedene Struktur desselben ist nach der Beschaffenheit des Gewächses berechnet.

Betrachten wir einen Kornhalm. Seine Höhe dient dazu, daß die Körner nicht durch die Feuchtigkeit und Ausdünstung der Erde verdorben werden und in Fäulniß gerathen. Seine Höhe befördert zugleich die Läuterung des Nahrungssaftes. Aber wie ist es möglich, daß ein so dünner Stengel bestehen und die fruchtbare Aehre tragen kann, ohne niedergedrückt oder von dem schwächsten Winde zerknickt zu werden?

Auch dafür hat der Schöpfer bei dem Bau des Halmes gesorgt. Er hat den Stengel mit vier starken Knoten versehen, die ihn, wie eingeschraubte Schienen unterstützen, ohne ihm das Vermögen, sich zu biegen, zu benehmen.— Der Bau dieser Knoten ist mit einer besonderen Weisheit veranstaltet; sie sind nämlich mit sehr feinen Löchern, gleich einem Siebe, versehen. Durch diese Oeffnung kann der Saft emporsteigen und die Sonnenwärme hineindringen; diese verdünnt die Säfte, läutert sie und macht, daß sie gleichsam durchgeseiht werden. Wäre der Stengel stärker, so könnten Thiere hinaufkriechen oder Vögel sich daraufsetzen und die Körner aushacken.

Auch der Stamm mit seinen Bestandtheilen hat für uns den größten Nutzen, er liefert uns das Holz, die Rinden geben dem Indianer Fasern zu seinen Geweben, auch sind manche dienlich für den Gerber, zu Arzneien u. s. w. Der Stengel dient als Futter, als Stroh zum Lager, zu Dächern, Stühlen, Matten, Körben, zu Strohhüten rc.

3. Aeste und Blätter. Der obere Theil des Gewächses heißt die Krone, und besteht aus Aesten, Zweigen und Blättern. Die Aeste (branch) breiten sich am Stamme, wie die Arme an dem menschlichen Körper aus, und sind sehr regelmäßig vertheilt. Sie theilen sich in immer mehrere und kleinere Zweige (twig), und halten in den Untereintheilungen eben die Ordnung, wie in den Haupteintheilungen. Die Knospen (bud) an den Aesten sind nichts anderes, als kleine Pflanzen, welche, wenn sie gehörig behandelt werden, ebenso wurzeln und Ganze von der Art werden, wovon sie vorher ein Theil waren.

Die Blätter (leaf), dieser Schmuck der Pflanzen, sind um den Stamm und um die Zweige mit gleicher Regelmäßigkeit vertheilt. Aber unter tausend Blättern ist keines dem andern vollkommen gleich, jedes hat eine andere Struktur, andere Zeichnung. andere Größe, andere Verzierung. Auch kann man aus der Form und Beschaffenheit des Blattes die Gattung des Baumes erkennen. Die untere Fläche des Blattes ist rauher, schwammiger, als die obere, welche mehr glänzend und glatt ist. Auch hier waltet wieder die weiseste Absicht; die dem Erdboden zugewandte Fläche ist rauher und poröser, um die von der Erde und dem gefallenen Thau aufsteigenden Dünste aufzunehmen, und so dem Baume Nahrung

zuzuführen. An steilen Bergen richten sich diese Blätter sogar nach der schiefen Lage des Bodens. Durch Hülfe der Blätter wird der Saft, welcher von der Wurzel aufsteigt, und den sie selbst an sich ziehen, gekocht und zubereitet, welcher dann nach allen Gegenden und in alle Theile des Baumes hingetrieben wird. Deshalb haben diese Blätter gewisse Adern oder Röhren, welche im Blattstiele (petiole) enge beisammen sind, aber alsdann in die feinsten Adern sich verzweigen.

4. Die Blüthen (blossom), deren Farbenschmelz eine der Hauptschönheiten der Natur ausmacht, sind nicht weniger verschieden, als die Blätter. Einige bestehen nur aus einem Blatte, andere haben viele Blüthenblätter. Hier erblickt man ein Gefäß, welches sich mit Anmuth öffnet, dort findet man Blüthen, welche die Gestalt eines Helmes oder einer Schnauze u. s. w. vorstellen, andere sind Sternen, Kugeln, Sträußen rc. ähnlich.

Aus dem Kelche (calyx, cup) erheben sich eine oder mehrere kleine Säulen, die inwendig hohl sind, Fruchtröhren oder Stengel (pistils) genannt; um diese herum befinden sich kleinere Säulchen mit Bläschen, die von sehr feinem Staube voll sind, man nennt sie Staubfäden (stamens). Doch die Blüthen verblühen, wenn sie ihre Dienste geleistet haben, und auf sie folgen die Früchte (fruit) und Saamenkörner (seed). Während bei dem Kornhalm nach und nach die Körner, das Edelste an der Pflanze, sich bilden, schließen sich die beiden obersten Blätter des Halmes genau an einander und vereinigen sich, um die Aehre von allen Zufällen auf das Sorgfältigste zu bewahren, und auch derselben die nöthigen Nahrungssäfte zu verschaffen. Doch sobald der Halm indessen völlig ausgebaut ist, daß die Körner durch denselben nun alle Säfte bekommen können, verdorren die Blätter allmählig, damit der Frucht selbst nichts mehr entzogen werde. Die Weisheit des Schöpfers scheint die Blätter eben um den Halm herum gesetzt zu haben, wie ein Baumeister um ein aufzuführendes Gebäude ein Gerüst bauet, das er wieder niederreißt, sobald das Gebäude fertig ist. Ebenso ist es mit den Blüthen. Das Gerüste ist nun hinweggenommen, der Halm mit der Krone auf dem Haupte bewegt sich frei, und die Spitzen der Aehre dienen ihm sowohl zur Zierde, als auch zu einer Schutzwehr gegen die Räubereien der Vögel.

5. Der Saamen. Wie wunderbar ist es nicht, daß in einem kleinen Körnchen eine ganze Pflanze, wenn auch ihr Umfang noch so groß sei, enthalten und verborgen liegt und der ganze Stamm daraus hervorwächst? Eine Eiche, mit ihren Blättern, Zweigen, Wurzeln liegt schon in der Eichel. Und solcher Saamenkörner trägt mancher Baum und manches Gewächs nicht etwa blos zwei oder drei, sondern oft viele Tausende. Wiederum hat der Schöpfer dieses so eingerichtet, weil vieler Saame Menschen und Thieren zur Nahrung dient, und weil ein so großer Theil von Pflanzen jährlich verzehrt wird.

Ebenso wunderbar hat der Herr es auch eingerichtet, um diesen Saamen weit und breit hin auszusäen und dadurch den erlittenen Abgang in der Pflanzenwelt wieder zu ersetzen. Mancher Saame ist mit leichten Fäserchen beflügelt, so daß der Wind ihn fortführen und ausstreuen kann. Andere Saamenkörner sind klein und schwer genug, so daß sie von selbst auf die Erde fallen und sich einsenken. Wieder andere sind in elastischen Gehäusen eingeschlossen, welche den Saamen eine beträchtliche Strecke fortschnellen, sobald sie zufällig berührt werden, oder sobald sie ausdorren und wieder angefeuchtet werden. Ja, was das Bewunderungswürdigste ist, es ist den Vögeln die Sorge überlassen, die Bäume zu pflanzen; denn sie säen die Kerne in die Erde, diese gehen auf und kommen fort. Raben hat man Eichen pflanzen gesehen; sie verfuhren dabei auf folgende Art: sie machten mit ihrem Schnabel ein Loch, ließen die Eichel hineinfallen und bedeckten sie mit Erde und Moos. Sie thuen dieses, um sich davon zu nähren, indessen aber keimt die Eichel und wächst zu einem Baume. Mancher Saame reizt die Vögel durch seinen angenehmen Geruch und Geschmack, daß sie ihn verschlingen, hin und her tragen, ihn durch die Wärme ihrer Eingeweide fruchtbar machen und ihn dann fallen lassen, so daß er aufgehen, blühen und neuen Saamen tragen kann.

Wäre die Ausstreuung des Saamens auf den Wiesen und in den Wäldern blos der Sorgfalt des Menschen überlassen, wie leer würden die Wiesen und Wälder sein! Indeß Gott sorgt dafür, daß bei herannahendem Frühlinge Gras, Blumen und Kräuter aus der Erde hervorwachsen, ohne daß die Menschen durch ihren Fleiß dieselben befördert haben.

Eine andere Art der Fortpflanzung geschieht durch die Augen (bud) der Gewächse, indem man ein Auge von einem jungen Zweige mit einem Theile der Rinde, wenn der Saft in den Bäumen ist, abtrennt und solches einem anderen Zweige unter der Rinde ansetzt und dergestalt verbindet, daß es an den Zweig anwächst. Aus dem Auge bricht ein Zweig hervor, und zwar von der Art des Baumes, wovon das Auge genommen ist, obgleich es auf einen Stamm von einer ganz verschiedenen Art gesetzt wurde. Man nennt dies Verfahren Oculiren. Man pflanzt die Gewächse auch fort durch Zweige, was man Pfropfen heißt. Ebenso durch Wurzeln.

Unzählbar sind die verschiedenen Arten der Pflanzen, täglich entdeckt man wieder neue. Bei dieser Menge von Gewächsen ist noch dieses beachtenswerth, daß der Schöpfer diejenigen Pflanzen, die den Menschen oder den Thieren zum Unterhalt oder zur Arznei dienen, zahlreicher hat entstehen lassen, da hingegen jene, welche nicht von so ausgebreitetem Nutzen sind, in geringerer Anzahl sich vorfinden. Die Kräuter sind zahlreicher als die Sträucher und Bäume; es giebt mehr Gräser als Eichen u. s. w.

Der gütige Schöpfer gebot auch der Natur, daß sie nicht alle Pflanzen und Früchte auf einmal, sondern nach und nach hervorbringe. Wie würden die Menschen im Stande sein, Alles einzusammeln, wenn alle Früchte auf einmal ihre Zeitigung erreichen sollten, und wie würden so viele Millionen armer Thiere ihren Unterhalt finden! Sogar die Blumen, die nur unsere Augen ergötzen, sollten nicht alle zu gleicher Zeit blühen, sondern eine Ordnung sollte die andere ablösen; so war die gütige Vorsehung sogar für unsere Ergötzung bedacht.

Nach der äußeren Gestalt theilt man die Pflanzen ein in Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Farrenkräuter, Moose, Flechten, Schwämme.

---

1. Bäume (tree).

Die Bäume sind entweder Obstbäume (fruit-tree) oder Forstbäume (forest-tree), von denen hauptsächlich nur das Holz benutzt wird.

Wie viel Gutes erzeugt uns nicht wiederum die göttliche Vorsehung durch die verschiedenen Obstbäume? Sie hat diese Früchte wieder auf verschiedene Zeiten vertheilt, um so desto länger uns damit zu versorgen; sie hat einer jeden derselben einen ganz eigenen und verschiedenen Geschmack gegeben.

1. Obstbäume in gemäßigten Himmelsstrichen sind: die Birnen- (pear-), Apfel- (apple-), Quitten- (quince-), Pflaumen- (plum-), Kirschen- (cherry-), Pfirsich- (peach-), Aprikosen- (apricot-), Mandel- (almond-), Nuß- (nut-), Kastanien- (chestnut-) und Maulbeer- (mulberry-) Bäume. Ihre Früchte kommen in der heißen Jahreszeit vor, wo wir derselben zur Kühlung und Erfrischung besonders bedürfen, und wo sie für unsern Körper eine Erquickung und zugleich eine Arznei sind. Die Aepfel kühlen sanft und erfrischen sowohl den Magen, als auch das wallende Blut. Die Pflaumen haben eine säuerliche Flüssigkeit, sie dämpfen die Schärfe der Galle und der übrigen Säfte, welche so oft fliegende Hitze verursacht. Besonders aber sind die Kirschen wohlthuend, sie stillen den Durst, dämpfen die Wallung des Blutes in heißen Tagen und bewahren unsere Säfte vor Fäulniß, zu der sie in jener Jahreszeit besonders geneigt sind.

Fruchtbäume in heißen Gegenden sind: der Zitronen- (lemon-) und Pomeranzenbaum (orange-tree), deren Früchte ihres säuerlichen Saftes wegen in jenen warmen Gegenden besonders nothwendig sind. Der Feigenbaum (fig-tree) liefert die süßen Feigen. Von dem Gewürznelkenbaume (clove-tree) kommen die Gewürznelken oder Nägelein, diese sind nichts weiter als die getrockneten Blumenknospen desselben. Der Muskatenbaum (nutmeg-tree) liefert die Muskatennüsse, Muskatenblüthen und ein Oel. Aus den Saamenkörnern des Cacaobaumes (cacao-tree) in Westindien und Mexiko macht man die Chokolade. Der Chinabaum (china-tree) in Südamerika giebt uns durch seine Rinde ein bekanntes Arzneimittel gegen Fieber. Der Kaffeebaum (coffee-tree), aus Arabien nach West- und Ostindien verpflanzt, nur etliche Zoll dick, aber 12 bis 18 Fuß hoch, trägt eine Art Kirschen, worin immer zwei Kaffeebohnen enthalten sind. Der Olivenbaum (olive-tree) ist ebenfalls sehr nützlich: aus den Oliven wird der Saft ausgepreßt und giebt uns das Baumöl, welches in jenen Gegenden, wo der Olivenbaum

wächst, den Einwohnern statt der Butter dient, weil sie der Viehzucht beraubt sind, indem daselbst das Gras wegen des brennenden Erdreichs leicht verdorrt. Der Zimmtbaum (cinnamon-tree) liefert uns durch seine Rinde den Zimmt. Der Brodbaum (bread-fruit-tree) in Ostindien und Australien trägt melonenähnliche Früchte, diese werden noch unreif abgenommen, zerschnitten und auf Steinen geröstet und schmecken wie Weizenbrod. Drei solcher Bäume können einen Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren. Der Johannisbrodbaum (carob-tree) liefert das Johannisbrod. Der Pisangbaum (plantain-tree) in Asien, Afrika und West-Indien giebt den Bewohnern eine wohlschmeckende Nahrung, durch seinen Saft ein geistiges Getränke, und durch seine über zwei Fuß breiten Blätter einen Ersatz für Leinwand. Der Dattelbaum (date-tree) liefert Mehl durch seine Körner; die Sagopalme (sago-tree) durch ihr Mark. Die Kokuspalme (cocoa-nut-tree), 60 bis 80 Fuß hoch, ist eine der größten Wohlthaten für die Bewohner der heißen Länder von Ost- und West-Indien, Afrika, Süd-Amerika, und Australien, sie trägt Nüsse von der Größe des Kopfes eines Kindes; diese sind mit einer Schaale von braunem, hartem Holze umgeben, worin im unreifen Zustande die Kokusmilch enthalten ist, welche man zur Kühlung genießt; wenn sie aber reif werden, so enthalten sie eine Frucht, die gleich Mandeln schmeckt. Durch Einschnitte in die Blüthenscheide liefert die Kokuspalme einen Saft, der zu Wein, Branntwein, Essig und Zucker zubereitet wird; das Mark aus dem Gipfel und die jungen Blätter geben Gemüse; der Stamm wird zu Bau- und Brennholz, die Blätter zu Flechtwerken und Dächern, der Bast zu Stricken, die Schalen zu Drechslerarbeiten benutzt. Der Brasilienholzbaum (brasil-wood), der Mahagonybaum (mahogany-tree) in Süd-Amerika, der Sandelholz- (sandal-wood) und Ebenholzbaum (ebony) in Ost-Indien sind ihres Holzes wegen besonders Handelsartikel.

2. Forstbäume. Einige Bäume haben statt der breiten Blätter schmale spitzige Nadeln; diese heißt man Nadelholz, die andern Laubholz (leaved-wood).

Unter den Laubhölzern ist die Eiche (oak) besonders wichtig, ihr Holz ist am meisten dauerhaft, daher wird es zu Gebäuden, zu Pfosten sehr gut verwendet; die Rinde dient

zum Gerben, die Eicheln zur Mästung der Schweine, und die Galläpfel zum Färben und zur Dinte. Die Korkeiche (cork-tree) in Süd-Europa hat eine dicke Rinde, welche alle acht bis zehn Jahre abgenommen werden kann, und das bekannte Kork- und Pantoffelholz giebt. Die Buche (beech) giebt das beste Brennholz, und aus den Früchten, den Bucheln, gewinnt man ein angenehmes Oel. Die Birke (birch) dient mit ihrem Holze zu verschiedenen Tischler-, Wagner-, Drechsler- und Faßbinder-Arbeiten; auch giebt sie sehr gute Kohlen; das Birkenwasser giebt ein weinartiges Getränke. Die Erle (alder) liebt einen feuchten Boden; das Holz ist besonders bei Wasserbauten nützlich; die Rinde dient zum Färben und Gerben. Der Ahorn (maple) giebt einen süßen Saft, aus dem man Zucker bereiten kann. Das Holz der Linde (linden) ist am meisten geeignet zu Bildschnitzerarbeiten, die Blüthen derselben sind ein schweißtreibendes Mittel und eine reiche Nahrung für die Bienen. Die Pappel (poplar) wächst schnell und sehr hoch und wird als Alleebaum benutzt. Die Weide (willow), als Baum und Strauch, liebt einen feuchten Boden und dient zur Befestigung der Ufer, ihre Zweige zum Binden und Korbflechten.

Nadelhölzer sind die Fichte (pine), die Tanne (fir), die Kiefer (Scotch fir), der Lerchenbaum (larch), der Krummholzbaum (mountain pine), der Zirbelnußbaum (siberian stone pine), dessen Holz den Motten und Insekten zuwider ist, daher man aus seinem Holze Kleiderschränke macht.

Forstbäume unseres Landes. Die Bäume unserer Wälder sind: Eichen (oak), in mehr als 16 Arten (Deutschland hat nur 3 Arten), darunter zeichnet sich die weiße Eiche besonders durch ihr vortreffliches zähes Holz aus; die Bur-Oak hat Eicheln wie kleine Hühnereier; ferner sind über acht Arten Wallnußbäume (walnut); der Paccan-Nußbaum, dessen Frucht sehr angenehm ist; der weiße und schwarze Walnußbaum; die andern Arten sind: Butternut-, Shellbark-, Pignut- und Bitternut-Hickorybäume; ferner giebt es Eschen (ash-), Weidenbäume, Sassafrasbäume (sassafras), Eisenholzbäume (iron-wood), Ulmen (elm); der Bast der rothen Ulme ist genießbar und heilkräftig; dann Maulbeerbäume, Platanen, hier Sycamore genannt, der Ahorn (maple-tree), dessen Saft zu Zucker eingesotten wird

die Acacien, hier Locust genannt; die Fichten (pine), Kastanienbäume (chestnut) ꝛc. Unsere Wälder sind ferner geschmückt mit vielen wilden Weinreben; der Purpur des canadischen Judasbaum (red bud), die Blüthen des Cornelbaumes (dog-wood) und die der Persimmonen (persimmon), Acacien, Pflaumenbäume (plum-tree), des Sperberbaumes (service-tree) machen dieselben im Frühling unbeschreiblich schön.

In dieser Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten von Bäumen hat die göttliche Vorsehung wieder auf die Verschiedenheit unserer Bedürfnisse Bedacht genommen, indem sie einem jeden Gewerbszweige jenes Holz zuführt, welches für denselben am meisten erwünscht und geeignet ist. Für alle aber ist der Nutzen des Holzes, den wir aus demselben zur Unterhaltung des Feuers ziehen. Dadurch schützen wir uns vor Frost und Erstarrung, dadurch bereiten wir die Speisen, schmelzen die Erze, und es ist in unsere Macht gestellt, jenen Grad der Hitze zu haben, den wir brauchen. Dem Holze verdanken wir auch unsere Häuser, Tische und andere nothwendige Einrichtungen. Wie nothwendig ist uns also nicht das Holz! und wie weise ist die Einrichtung Gottes, daß er einen Theil der Oberfläche mit Wäldern besetzt hat.

---

2. Sträucher (shrub).

Diese unterscheiden sich von Bäumen dadurch, daß mehrere Stämme aus der Wurzel kommen, die aber weder solche Höhe, noch Dicke erreichen, wie die Bäume. Die nützlichsten darunter sind: der Weinstock (vine), der Johannesbeer- (currant-), Stachelbeer- (goose-berry-), Himbeer- (raspberry-), Heidelbeer- (bil-berry-), Brombeer- (black-berry-), Haselnuß- (hazel-nut-), Rosen- (rose-bush), Holunder- (elder-tree), Wachholder- (juniper) und der Rosmarin-Strauch (rosemary), das Süßholz (liquorice), der Pfeffer- (pepper-tree), Thee (tea), der Kapernstrauch (caper-bush) und die Baumwollenstaude (cotton-tree).

Der Weinstock erhält auf ebenem Boden niemals eine besondere Güte, sondern an Hügeln auf der der Sonne ausgesetzten Seite. Das dürreste Erdreich, die steilsten Hügel,

welche durch keinen Pflug bearbeitet werden können, verwandeln sich dadurch in angenehme und nützliche Gegenden, bekleiden sie jährlich mit dem schönsten Laube, und bringen die vortrefflichste Frucht, die edlen, kostbaren Trauben. Getrocknete Weintrauben heißen Rosinen, wenn sie klein sind, Korinthen. Die Trauben werden zerstoßen und in der Kelter gepreßt, dadurch erhält man den Most, und nach geschehener Gährung den Wein. Der Hollunderstrauch liefert durch seine Blüthen einen heilsamen Thee, das Süßholz den Lakritzensaft; der Theestrauch in China und Japan den bekannten Thee, welcher aus den Blättern desselben bereitet wird; diese Blätter werden zwei bis dreimal im Frühjahre eingesammelt. Die Pfefferstaude trägt kleine Trauben, wie die Johannisbeerstaude, jede derselben enthält 20 bis 30 Pfefferkörner. Besonders wichtig ist die Baumwollenstaude. Die Baumwolle sitzt in der Frucht derselben, diese ist eine Art Schoten, die sich, wenn sie reif ist, aufthut, worin nun ein Busch schneeweißer Wolle liegt; von der Wärme läuft derselbe dergestalt auf, daß er so groß wie ein Apfel wird.

In allen diesen Gesträuchen hat die Vorsehung wieder den Reichthum ihrer Güte ausgegossen, und zwar für Menschen und Thiere, besonders für die Vögel. Wie viele Vögel finden nicht auf den verschiedenen Gesträuchen ihr Futter! Für sie hat der Herr jene Beeren erschaffen, die wir nicht genießen können, und die uns vielleicht überflüssig scheinen.

---

3. Kräuter (herbs).

Diese unterscheiden sich von den vorhergehenden Classen dadurch, daß sie mehr einen saftigen als holzigen Stamm haben. Man kann sie eintheilen in: 1) Nahrungspflanzen, 2) Arzneipflanzen, 3) Färbekräuter, 4) Fabrikpflanzen, 5) Gewürzpflanzen, 6) Zierpflanzen, 7) Giftpflanzen.

1) Zu den Nahrungspflanzen gehören: der Blumenkohl (cauliflower), der Kopfkohl, der Blätterkohl, der Kohlrabi (rape-cole) mit Knollen über der Erde, die Kohlrüben (cabbage) mit Knollen unter der Erde, der Schnittkohl ohne Knollen. Salat-Gemüse (salad) sind: der

Lattich (lettuce), der Kopfsalat, der Endive (endive), der Ackersalat, die Garten- und Brunnenkresse (water cress). Wurzelgewächse sind: die rothe (beet), weiße und gelbe Rübe (turnip), der Rettich (radish), der Spargel (asparagus or sporrow grass), die Kartoffel (potatoe). Hülsenfrüchte sind: die Erbse (pea), die Linse (lentil), die Bohne (bean) u. s. w. Zwiebelgewächse sind: die eigentliche Zwiebel (onion), der Knoblauch (garlic), der Schnittlauch (cives), die Meerzwiebel (squill) u. s. w. Apfelförmige Gewächse mit apfelförmigen, oft auch länglichen, eßbaren Früchten sind: Gurken (cucumber), Melonen (melon), Kürbisse (gourd) ꝛc.

Auf wie mannigfaltige Weise ist die gütige Vorsehung nicht hier wiederum unseren Bedürfnissen entgegengekommen? bald, indem sie uns die Früchte unter der Erde bereitet, bald, indem sie dieselben auf der Krone der Pflanze reifen läßt! Wie wohlthätig sind nicht wieder diese ihre Bescheerungen, z. B. der Salat, in den heißen Sommertagen?

2) Arzneipflanzen. Der Herr wollte nicht blos für unser Nahrungsbedürfniß in der Natur einen Tisch decken, er wollte auch für unsere Gebrechlichkeiten und Krankheiten Vorsorge treffen, deshalb gab er uns in den Pflanzen auch so viele Heilmittel für die zerrüttete Gesundheit. Sind wir wegen der Sünde Krankheiten unterworfen, so hat doch seine Güte dafür schon wieder Mittel in Bereitschaft. So wie in Betreff der Seele, wo die Sünde überhand genommen hat, auch die Gnade überhand nahm, ebenso in Bezug auf den Leib; denn überall hat er solche heilsame Kräuter ausgestreut; und da, wo eine besondere Krankheit oder Neigung zu einer solchen herrscht, hat er auch gerade jenes Mittel niedergelegt, welches dagegen das geeignetste ist, und das in anderen Gegenden oft gar nicht zu finden ist, z. B. in Amerika der Chinabaum gegen das Fieber, in Grönland das Löffelkraut (spoon-wort) gegen den Skorbut.

Gewöhnliche Arzneipflanzen sind: der Rhabarber (rhubarb), die Nieswurz (sneeze-wort), der Löwenzahn (dandelion), die große Klette (bur), die Angelika (angelica), der Eibisch (marsh-mallow) ꝛc., welche durch ihre Wurzeln uns nützen. Durch ihre Blätter, Stengel und Saamen nützen uns: die Camille (camomile), der Wermuth (worm-

wood), die Rauthe (rue), die Pfeffermünze (pepper-mint), die Melisse (balm), der Lavendel (lavender), das Tausendguldenkraut (centaury), der Huflattich (colts-foot), der Enzian (gentian) ꝛc.

3. Fabrikpflanzen. Hierher gehören erstlich die Färbekräuter; blau färbt man mit dem Safte des Waid (woad), roth mit der Wurzel des Krapp (madder), gelb mit dem Wau (dyers-weed) und der Färberscharte (saw-wort), grün, wenn man letztere mit Indigo (indigo) vermischt; hierher gehört auch der Saffran (saffron).

Fernere Fabrikpflanzen sind: der Tabak (tobacco), der Hopfen (hop), der Flachs (flax), der Hanf (hemp), die zu Leinewand benützt werden. Wie ungemein wichtig sind nicht wiederum diese Gewächse für uns! Die Stengel des Flachses und Hanfes bestehen aus Holz, Fasern und einer dünnen Haut, welche durch einen harzigen Schleim verbunden sind. Die Stengel werden im Regen und an der Sonne gebleicht, dann gedörrt, gebrochen und geschwungen. Dadurch werden die Fasern vom Holze und der Haut getrennt und alsdann gehechelt. Je feiner Hanf und Flachs werden soll, desto öfterer und durch desto feinere Hecheln muß er gezogen werden. Der Abfall, welcher in kurzen, groben Fasern besteht, ist das Werg (oakum). Die gewonnenen Fasern werden nun entweder auf der Spindel, oder auf dem Spinnrade, oder auf Spinnmaschinen gesponnen. Das gesponnene Garn wird dünn gehaspelt, in einer Lauge gekocht, gesotten, und dann entweder zu Zwirn oder vom Leinweber auf dem Webstuhle zu Leinwand verarbeitet. Beide werden entweder roh, oder gebleicht, oder gefärbt zu Kleidungsstücken, Bettüberzügen ꝛc. benützt. Aus dem allerfeinsten Zwirn werden Spitzen genäht, gewoben oder geklöppelt. In Brabant gewinnt man auf dem Pfund Flachs, zu Spitzen verarbeitet, oft mehr als 5000 Dollars. Der Hanf wird ferner zu Segeltuch, Stricken, Seilen, Tauwerken und auch zu Gurten benützt. Die alte, abgetragene Leinwand dient wiederum zur Bereitung des Papiers. So hat der Herr für unsere Kleidung gesorgt, so hat er auch zugleich zu unserer eigenen Thätigkeit Anlaß gegeben und uns genöthigt. Dadurch, daß er einen Theil der Sorge für uns uns selbst auferlegt hat, werden die Geisteskräfte geweckt und unsere Hände in Anspruch genommen, und

wird das Band der gegenseitigen Hülfeleistung, des gegenseitigen Verkehrs und des gesellschaftlichen Zustandes geknüpft.

4. Zierpflanzen, Blumen (flower). Solche sind: Lilien, Tulpen, Narzissen, Hyazinthen, Schneeglöckchen, Levkojen, Geranien, Violen, Astern, Ranunkeln, Balsaminen, Aurikeln, Veilchen, Georginen u. s. w. Jede Pflanze erscheint in der ihr bestimmten Ordnung auf dem Erdboden. Die Zeit ist genau von dem Schöpfer bestimmt, wann jene ihre Blätter entwickeln, diese blühen und andere verwelken sollen. Noch lange vorher, ehe die Bäume es wagen, ihre Blätter zu entwickeln, ja wenn die Erde noch mit Schnee bedeckt ist, bricht die Schneeblume (snow-drop) hervor und verkündet den nahenden Frühling. Hierauf kommt die Crocusblume (crocus), aber nur schüchtern, weil sie zu schwach ist, die Stürme zu ertragen. Zugleich mit ihr erscheint die kleine, liebenswürdige Viole (violet) und die Aurikel (auricula) in ihrer prächtigen Mannigfaltigkeit und erhebt aus ihren Blättern ihre mit Sammet bebrämten Sterne; die schöne Hyacinthe (hyacinth) hängt ihre gefärbten duftenden Glöckchen herab.

Alle diese Gewächse nebst einigen anderen machen den ersten Zug des Blumenheeres aus. Und nun erscheinen allmählich die übrigen Kinder der Natur, jedoch nicht alle auf einmal, sondern in gehöriger Abwechslung; jeder Monat hat seine eigenen Zierden. Die Tulpe (tulip) entfaltet nun ihre Schönheit, ihr folgt die gewölbte Anemone (windflower), dann breitet die Ranunkel (ranunçulus) den Reichthum ihrer Blätter aus und entzückt durch die angenehme Farbenmischung unser Auge. Um den ganzen Blumenchor zu krönen, öffnet die Rose (rose) ihre Fülle und tritt die Nelke (pink) in ihrer Anmuth an's Licht. Und wie schön ist nicht diese Entwickelung der noch geschlossenen Knospe zur vollen Blume! Noch sind alle ihre Schönheiten, alle ihre Wohlgerüche eingeschlossen, aber bald sollen die durchdringenden Strahlen der Sonne diese seidenen Bande eröffnen und all den Reichthum zur Entfaltung bringen, bald soll eine angenehme Röthe auf ihren Wangen glühen und balsamische Düfte sollen aus ihr hervorgehen. Welch' ein schönes Bild der Entwicklung unserer Seele aus der Macht der göttlichen Gnade!

Die Tulpe hat eine sehr schöne Gestalt; keine Malerei kann an Mischung und Hoheit der Farben sowohl als Abwechslung und Licht und Schatten derjenigen gleichkommen, welche man unter den Gattungen dieser Blume findet. Die Größe der Tulpe, ihr Bau, ihre Farben und ihre Zeichnung machen sie hervorragend vor andern Blumen. Aber ihre Schönheit dauert nur kurze Zeit. Man hat die Beobachtung gemacht, daß, je schöner die Gestalt einer Blume ist, sie desto eher verwelke. Auch verliert die Tulpe dadurch viel von ihrem Reize, daß ihr der Geruch fehlt, und sie also nur für das Auge ist. Ganz anders ist die Nachtviole (dames violet) beschaffen; sie sieht kaum einer Blume ähnlich, ist klein und von grauer Farbe und steht ohne prahlerischen Glanz da, und doch erfüllt sie Alles mit ihrem Wohlgeruch, man kann es kaum glauben, daß von diesem kleinen, unansehnlichen Blümchen ein solcher Geruch herkomme. So gleicht es einer Person, die, nicht mit Glanz und Prunk umgeben, in einem unansehnlichen Stande dennoch viel des Guten schafft und einen angenehmen Geruch von guten Werken um sich her verbreitet.

Die Nelke vereinigt Beides, Schönheit und Wohlgeruch, sie kommt der Tulpe nahe an Farbenpracht und übertrifft sie durch Menge der Blätter und durch ihren künstlichen Bau. An der Rose ist sowohl Farbe, als auch Gestalt und Geruch anziehend, daher sie wohl mit Recht die Königin der Blumen genannt wird.

Bei den Blumen befinden sich auch einige besondere Eigenheiten: einige richten sich nach der Sonne, einige ziehen sich nach einer Berührung zusammen, andere öffnen ihren Kelch und schließen sich je nach der Witterung oder nach der Länge und Kürze des Tages, oder zu gewissen, bestimmten Stunden.

Gewürze liefern uns folgende Pflanzen: der Koriander (coriander), der Kümmel (cumin), der Dill (dill), der Fenchel (fennel), der Anis (anise), der Senf (mustard), das Pfefferkraut (pepper wort), der Thymian (thyme), der Majoran (majoran), die Salbei (sage), der Körbel (chervil).

5. Giftpflanzen. So schön, nützlich und heilsam die bisher betrachteten Blumen und Kräuter sind, so schädlich

sind einige andere, nämlich die Giftpflanzen. Vor diesen muß man sich wohl hüten, denn ihr Genuß zieht gefährliche Krankheiten und sogar den Tod nach sich. Solche giftige Pflanzen sind: der Stechapfel (thorn apple), welcher auch in Amerika häufig vorkommt, er wird 2 bis 3 Fuß hoch, er trägt schöne, weiße und trichterförmige Blumen, die Samenkapsel ist stachelig und der wilden Kastanie ähnlich. Das schwarze Bilsenkraut (henbane) ist durchaus mit weichen Haaren besetzt, hat wollige Blätter, seine Blume ist blaßgelb und mit zarten, rothen Adern durchzogen. Die Belladonna (deadly nightshade) oder Tollkirsche, Wolfskirsche, diese staudische Pflanze ist besonders Kindern gefährlich, weil sie ihre Frucht sehr leicht für schwarze Kirschen halten. Der Schierling (hemlock), aus dessen hohlen Stengeln sich Knaben oft Pfeifen machen und dann einen geschwollenen Mund davon bekommen.

Die Herbstzeitlose (meadow saffron), sie blüht im Herbst und macht gleichsam den letzten Schmuck desselben aus, daher ist sie auch leicht zu erkennen. Der Kellerhals oder Seidenbast (spurge-laurel), seine länglich-runden Beeren sind ohne Stiel und sehr giftig, doch bereiten die Maler daraus eine rothe Farbe, und die Aerzte benützen die Rinde gegen Augenentzündungen. Der Nachtschatten (common nightshade) wächst an Hecken und Zäunen, die Beeren sind schwarz, Kinder haben dieselben schon für Heidelbeeren angesehen, sie sind so giftig, daß selbst Schweine, Hühner 2c. davon sterben.

Der blaue Eisenhut (monks hood) oder Sturmhut, die Blüthe sieht einem Helme oder Sturmhute ähnlich. Das Tollkorn oder der Sommerloch (darnel) wächst unter den Getreidearten, diese sollen daher sorgfältig davon gereinigt werden. Außer diesen gibt es noch mehrere, als: die Aaronswurzel (calf's-foot), der Giftlattig, der Gift-Hahnenfuß (crown-foot), der Fingerhut (purple fox-glove), die Einbeere (truelove), die Kaiserkrone (crown-imperial), die Küchenschelle (wild poppy), der Eibenbaum (yew), die Wolfsmilch (wolf's-milk), der Firnißsumach (poison sumac), in Amerika.

So schädlich diese Giftpflanzen sind, so werden sie doch in der Hand des erfahrenen Arztes zu Heilmitteln.

Auch können wir uns nicht beklagen, daß der Herr solche Pflanzen wachsen ließ: wir sind ja in einem Lande der Prüfung; wir stehen zwischen dem, was uns ewiges Wohl und dem, was uns Verderben bringt. Dasselbe finden wir nun auch in der Natur; diese Pflanzen sind daher eine beständige Warnung für uns, nicht irgend welchen Gelüsten zu folgen, nicht die Hand nach der verbotenen Frucht auszustrecken, sondern dem Worte des Herrn zu glauben, wenn er sagt: wer Solches thut, der wird eines ewigen Todes sterben.

---

4. Gräser (grass).

Hierzu gehören diejenigen Gewächse, welche einen hohlen oder einen mit schwammigem Mark ausgefüllten Halm haben, der meistens mit Knotenabsätzen und langen, schmalen und stiellosen Blättern versehen ist. Sie begreifen in sich: 1. die Futtergräser, 2. die Getreidearten, 3. die Rohrgewächse, 4. die Binsen, 5. die Blumengräser.

1. Zu den Futtergräsern gehören alle Grasarten, welche dem Vieh zum Futter dienen, als: Feld-, Wiesen- und Gartengras, das Riedgras (reed-grass), der Flughafer (wild oats), die Schmiele (hair-grass), der Klee (clover), die Luzerne (lucern), die Esparsette (esparcet) &c.

So herrlich auch die Pracht der Blume ist, so dürfen wir doch die Wunder des Herrn auch bei den Gräsern nicht übersehen und gering achten. Jede Wiese ist ebenso wie ein durch die Kunst verschönerter Garten ein Schauplatz der Wunder des Herrn. Wie schön ist nicht der Anblick einer Wiese! Wie wohlthuend für das Auge diese grüne Farbe! Wären alle Wiesen weiß und roth gefärbt, wer könnte den Glanz davon ertragen und auf die Dauer aushalten? Wäre diese allgemeine Farbe dunkler, welch' einen traurigen, düstern Anblick würde uns die Natur gewähren! Dieses Grün ermüdet unsere Augen nicht und überkleidet unsere Erde mit dem schönen Kleide der Hoffnung. Obgleich so eine und dieselbe Farbe herrschend ist, so gibt es dennoch wiederum eine große Mannigfaltigkeit von Stufen, indem kein Gewächs so licht oder so dunkel ist, wie das andere. Wie erstaunenswerth ist ferner nicht die Anzahl des Grases, wie viele Gräser be-

finden sich nicht in einem einzigen Quadratfuße! — wie viele nun in einer Quadratmeile, in einer ganzen Strecke! Wie viele Millionen! Und warum hat der Schöpfer diese Kinder des Pflanzenreichs so zahlreich geschaffen? Warum läßt er von einer jeden Grasart eine so unzählige Menge hervorsprießen? Unstreitig aus keiner andern Absicht, als daß sowohl Menschen und Thiere ihren Unterhalt finden können. Die Wiesen sind eigentlich die Vorrathskammern zur Nahrung der Thiere, besonders unserer Hausthiere.

Auch dieses verdient bei dem Grase noch bemerkt zu werden, daß es ohne unsere Pflege aufwächst und sich fortpflanzt. Wie öde würden unsere Wiesen und Fluren sein, wenn es unserer Sorgfalt überlassen wäre, den Saamen in die Erde zu legen und dann die jungen Pflanzen zu begießen! Aber Gott hat schon bei der Schöpfung des Erdbodens dafür gesorgt, daß niemals der nöthige Vorrath von Gras vermindert werden sollte.

2. Zu den Getreidearten gehören: Weizen (wheat), Roggen (rye) oder Korn, Gerste (barley), Hafer (oats), Hirse (millet), Spelt (spelt) oder Dinkel, Mais oder türkisches Korn (indian corn or maize), Buchweizen oder Heidekorn (buckwheat) und der Reis (rice).

Diesen verdanken wir und Millionen Menschen unsere Speisen, und besonders das Brod, das allgemeinste und gesündeste aus allen Nahrungsmitteln; daher die göttliche Vorsehung in allen Ländern, sie mögen sich auch unter noch so verschiedenen Himmelsstrichen befinden, diese Getreidearten fortkommen und gedeihen läßt. Das Brod ist die unentbehrlichste und beinahe die einzige Speise, deren man, auch wenn man sie alle Tage genießt, nicht überdrüssig wird. Das Brod wird aus Weizenmehl bereitet, aber auch aus Mais, welches im westlichen Nordamerika ein Hauptgegenstand der Landwirthschaft ist. Wenn das Mehl davon mit dem gekochten Marke der Kürbisse durchknetet und dann zu Brod gebacken wird, so wird dieses Kornbrod von Vielen dem Weizenbrode vorgezogen. Der Mais dient auch allen Hausthieren zum Futter und zur Mast.

3. Zu den Rohrgewächsen gehören: das Schilfrohr, der bittere Kalmus, der Rotang und das Bambusrohr in Ostindien, der Ingwer und das Zuckerrohr 2c.

Das Schilfrohr (reed) wird auch zu Mauerüberwürfen, Matten rc. verwendet; der Kalmus (acorus) wird als Arznei gebraucht; der Rotang (ratan) liefert die sogenannten spanischen Rohre; aus den Knoten des Bambusrohres (bamboo) schwitzt Zuckersaft; das Zuckerrohr (sugar cane) ist ein 5 bis 6 Fuß hoher, einen Daumen dicker Stengel mit vielen Knoten. Man schneidet dieselben, ehe sie reif sind, ab und quetschet auf einer besondern Zuckermühle den Saft heraus. Dieser Saft wird gleich eingesotten, weil er sonst gähren würde. Der Zuckersieder bereitet daraus einen wohlschmeckenden Wein und aus diesem Rum, oder er kocht den ausgepreßten Saft und läßt ihn durch Erkalten gerinnen. Daraus gewinnt er dann, durch verschiedenartige Zubereitung und Reinigung, Hut- und Kandiszucker und Syrup, woraus der Kochzucker bereitet wird. So nützlich und gut der Zucker auch ist, so schädlich ist er für Kinder, wenn sie dessen zu viel und zu oft genießen.

4. Zu den Binsengräsern (rush), welche einen ganz blätterlosen Halm haben, gehören die Waldbinse und die große, hohe Deichbinse; aus dem Marke derselben macht man Lampendochte.

---

5. Farrnkräuter, Moose, Flechten, Schwämme.

(Kryptogamische [blätterlose] Gewächse).

1. Farrnkräuter (fern) dienen zur Streu für das Vieh.

2. Moose (moss) sind meistens immergrünende Gewächse mit unvollkommenen Stämmchen und Laub, sie wachsen in Wäldern, unter Bäumen, in Morästen, auf Felsen und am meisten in kalten Klimaten, wo andere Gewächse nicht mehr fortkommen. Sie erscheinen sehr früh, um die Felsen zu überziehen.

Keine noch so prächtige Pflanze, wie groß sie auch sei und wie glänzend ihre Blume, wie duftend ihr Wohlgeruch kann diese kleinen Gewächse an Zartheit, Schönheit und Zusammenstellung übertreffen. Es gibt 800 Arten von Moosen. Sie werden zwar gering geachtet, haben aber doch

ihren Nutzen. Viele dienen im Winter den Thieren zur Nahrung, besonders im Norden würden ohne diese die Thiere und ohne letztere wieder die Menschen nicht leben können; so hängt also dort das Leben der Menschen von ihnen ab; andere werden zum Verstopfen der Ritzen in Schiffen u. s. w. gebraucht.

3. Die Flechten (lichens), auch Aftermoose genannt, sind meistens häutige oder fadenförmige Gewächse, die keine bestimmte, regelmäßige Gestalt haben, aus einer dichten Substanz bestehen und verschiedenartig gefärbt sind; sie wachsen auf der Erde, auf Steinen, Baumrinden und alten Pfählen, und geben diesen Gegenständen das bunte Ansehen, das die Augen des Künstlers entzückt. Es gibt beinahe 2500 verschiedene Arten derselben.

Die isländische Flechte, isländisches Moos (iceland moss) wird in Island als Gemüse und gemahlen als Brod bereitet und genossen, auch ist dasselbe ein sehr wichtiges Heilmittel bei Brustkrankheiten. Die Jäger in Canada müssen oft allein von diesem Moose und der Felsenflechte leben.

Die Rennthierflechte (reindeer-moss) ist die einzige Winternahrung für die Rennthiere. Der schwimmende Seetang (sea-weed) wird in Spanien als Salat gespeist und als Mittel gegen den Scorbut benützt.

4. Die Schwämme oder Pilze (mushroom) sind niedrige, saftige, weiche, fleischige oder lederartige Gewächse ohne Blätter, welche meistens aus einem Stengel und einem Hute bestehen. Man hat bereits 5000 Arten derselben beschrieben. Sie wachsen sehr schnell und am liebsten auf feuchtem Holze oder an feuchten Orten.

Dazu gehören: die Trüffeln (truffle) unter der Erde, welche von Trüffelhunden gesucht werden; der Herrenpilz (eatable mushroom), der Feldblätterschwamm und der Brätling, welche, so wie die Morcheln und Trüffeln, auch gegessen werden; aber giftig ist der schöne Fliegenschwamm (toad stool), mit blutrothem Hute und weißen Warzen; aus dem Feuerschamm (spunk or punk), welcher auf verschiedenen Bäumen wächst, wird durch Beizen und Klopfen der Zunder bereitet. Endlich gehört hierher auch der verschiedenfarbige Schimmel (mould), der sich auf allerlei

Gegenständen, sogar am Glase, ungeachtet der feinsten Politur, ansetzt, und nun zu Gärten, Wiesen und Wäldern im Kleinen wird, worin man mit Hülfe der Vergrößerungsgläser neue Wunder entdeckt.

III. Das Thierreich.

Die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, die Verschiedenheit selbst bei denen, die zur selben Klasse gehören, und die Gleichförmigkeit solcher, die sonst in wesentlichen Dingen verschieden sind, sowie unzählige Grade und Abstufungen, auf denen die Geschöpfe allmählich zu ihrer Vollkommenheit fortschreiten, alles dieses überzeugt uns, daß die Welt mit allen ihren Geschöpfen das Werk eines unendlichen Geistes ist; eine solche Uebereinstimmung, ein solcher Stufengang kann nur von einem allmächtigen und allgütigen Wesen herrühren.

Die nächst höhere Stufe nach den Pflanzen sind die Thiere, welche wieder in ihren Abstufungen unendlich verschieden sind. Die niedrigste Art, die Korallen, ist den Pflanzen so nahe, daß man sie häufig für solche angesehen hat. Die Anzahl der Arten im Thierreiche ist noch beträchtlicher, als im Pflanzenreiche.

Der merklichste Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen liegt in dem Vermögen der Thiere, sich zu bewegen, ihre Stelle zu verändern. Einen noch wesentlichern Unterschied bildet das Vermögen, zu empfinden, dessen die Pflanzen beraubt sind. Hiezu kommt noch die verschiedene Art der Ernährung; die Thiere können die Nahrungsmittel wählen und mittelst der äußeren Werkzeuge sich aneignen und zubereiten, während bei den Pflanzen dies nicht der Fall ist. Die Pflanzen kommen nur auf der Erde fort, die Thiere hingegen befinden sich in der Tiefe des Meeres, in der Luft, im Innern der Erde und auf derselben, in Gewächsen, in menschlichen und thierischen Körpern u. s. w.

Betrachten wir zuerst das Aeußere an den Thieren:

B e d e c k u n g d e r T h i e r e. Es ist ein wunderbares Werk der göttlichen Vorsorge für die unvernünftigen Thiere, daß sie insgesammt mit solcher Kleidung schon von Natur

versehen sind, welche dem Orte ihres Aufenthaltes, ihrer Natur und ihrer Lebensart am angemessensten ist. Einige sind mit Haaren (hair), andere mit Federn (feather), andere, welche im Wasser sein müssen, mit Schuppen (scale), wieder andere mit Schildern und Schalen (shell) bedeckt; einige haben ein dickes Fell (hide), welches sie vor Nässe und Kälte schützt; im hohen, kalten Norden hat der Herr diesen Thieren einen tüchtigen Pelz (pelt) gegeben. Für die Vögel und einige Insekten sind die Federn nicht allein zum Schutze gegen Nässe und Kälte, sondern sie erleichtern auch das Fliegen.

Für die Fische konnte wiederum keine Bekleidung mehr angemessen und bequem sein, als die Schuppen, welche von einer hornartigen Substanz sind und deren Gestalt, Härte, Größe, Anzahl und Lage vollkommen zu ihrer Lebensart passend sind. Diese Kleidung verschafft allen Thieren eine eigenthümliche Schönheit.

Besonders aber hat der Schöpfer einem großen Theile der Vögel und Insekten eine zierliche Kleidung gegeben. Man betrachte nur die Schmetterlinge; einige erscheinen in einem ganz einfachen, aber netten Anzuge; andere haben mäßige Verzierungen, wieder andere prangen mit Schönheiten bedeckt; wie schön sind sie gestreift, wie artig anderswo punktirt und wie mit Knöpfen besetzt! Und welche Schönheiten finden sich bei der Bekleidung der Vögel! Der kleine Kolibri hat so schöne Federn, daß sein Hals, Schnabel und die Flügel einen Regenbogen vorstellen, am Halse ist er roth wie Rubin, am Bauche goldgelb, die Schenkel grün wie Smaragden, die Füße und der Schnabel schwarz und so glatt wie Elfenbein.

Der Bau des Körpers ist bei jedem Thiere wieder so eingerichtet, wie es ihrem Aufenthalte und ihrer besondern Lebensart am entsprechendsten ist, und wie es das Bedürfniß eines jeden besonders erfordert. Würde eine Art der Thiere ihre Einrichtung mit einer andern Art zu vertauschen haben, so würden alle dadurch Nachtheile erfahren und zu ihrer Bestimmung unfähig sein. Ein ganz anderer Bau ist für die Vögel nothwendig, als für die vierfüßigen Thiere, ein anderer für die Fische, ein ganz anderer für die Würmer. Letztere haben keine Füße, ihr ganzer Leib besteht aus lauter kleinen Ringen, diese sind wieder mit einer Anzahl

Muskeln versehen, durch welche sie den ganzen Körper sehr stark ausdehnen, die vorderen Ringe vorwärts schieben und dann durch Zusammenziehung die hinteren nachrücken können; ihre Haut ist mit einem schleimigen Safte versehen, wodurch ihr Leib schlüpfrig und ihnen ihr Kriechen erleichtert wird. Wie hinderlich wäre es für sie, wenn sie mit Haaren, Federn oder Schuppen bekleidet wären! Die Fische tragen eine Blase in sich, durch deren Ausdehnung oder Zusammenziehung sie sich im Wasser der Oberfläche nähern, oder bis auf den Grund hinablassen, wodurch sie sich nämlich leichter oder schwerer machen können. Diejenigen Insekten, welche auf Raub ausgehen, sind mit einem zangenförmigen Munde, und die sich mit Saugeen rnähren, sind mit einem Rüssel (snout) oder einer Saugeröhre versehen.

Ebenso haben die Raubvögel scharfe Krallen (claw) und krummschneidende Schnäbel (beak, bill), daß sie den Raub desto leichter fassen können. Diejenigen, welche an schlammigen Orten ihre Nahrung suchen müssen, haben lange Schnäbel und Beine nöthig, der Herr hat sie ihnen gegeben. So hat er auch die Vögel, welche im Wasser leben sollten, mit Rudern an den Füßen, mit längeren Hälsen und mit einem breiten Unterleib versehen, so daß sie gleich einem lebendigen Kahne einher segeln; ihr Gefieder ist mit einer Fettigkeit übergoßen, damit das Wasser nicht in diese ihre Bekleidung eindringen und sie dadurch zu Boden ziehen kann. Allen hat der Schöpfer auch ganz eigene Mittel zu ihrer Vertheidigung gegeben, den einen gab er ihre Hörner (horns), andern ihre Klauen, dem Pferde die Hufe (hoof), dem Elephant den Rüssel, den Vögeln die Schnäbel und Krallen, den Schalthieren ihre Schale, in der sie sich bei Annäherung eines Feindes einschließen, dem Igel gab er seine Stachel (prickle), anderen ihre Zähne (tooth), andere, welche unbewaffnet sind, versah er mit großer Behendigkeit und Schnelligkeit, wieder andere mit List und Schlauheit, vermöge der sie ihren Verfolgern entgehen.

Nicht minder bewunderungswürdig ist, wie der Herr die Thiere mit Empfindungsvermögen und Sinneswerkzeugen ausgestattet hat, und zwar hat er den einen weniger Sinneswerkzeuge gegeben, als uns Menschen, anderen weit feinere und schärfere. So haben einige Thiere, die unter der Erde,

oder in anderen Körpern leben, blos ein Gefühl, ohne Augen und Gehör, wie die Würmer, und jene Schalthiere, welche Fühlhörner (feeler) haben; mit Hülfe dieser Fühlhörner finden sie Alles, was sie zu ihrem Unterhalte brauchen. Andere Thiere haben blos zwei, wieder andere blos drei Sinne, indem sie deren nicht mehr bedürfen. Die mit fünf Sinnen begabten Thiere werden zu den vollkommensten gerechnet. Manche bedürfen irgend eines Sinnes in ganz besonderm Grade und in eben dem Maße hat die göttliche Vorsehung ihnen denselben, und zwar vor uns Menschen bescheert. Die Hunde haben den feinsten Geruch (smell), vermöge dessen die Jagdhunde dem Wild und die Trüffelhunde sogar den unter der Erde verborgenen Trüffeln nachzuspüren im Stande sind, ebenso die Bienen. Dem Hirsch schreibt man ein sehr feines Gehör (hearing) zu; der Maulwurf hört unter der Erde besser, als der Mensch auf derselben. Und wie scharf ist nicht das Auge (eye) der Vögel, besonders des Adlers, welche von einer großen Höhe herab kleine Gegenstände erblicken.

Besonders ein schlagender Beweis für das Dasein einer höchsten Weisheit, von welcher Alles voraus berechnet wurde, wenn wir so sagen dürfen, ist die Einrichtung und Verschiedenheit der Augen; anders muß das Auge beschaffen sein, um in freier Luft zu sehen, und anders wiederum, wenn das Auge sich im Wasser befindet, weil die Brechung der Strahlen daselbst eine ganz andere ist. Man hat nach den Gesetzen der Lichtbrechung berechnet, wie das Auge in freier Luft und wie das im Wasser beschaffen sein muß, und gerade so findet man es. Die Fische haben keine wässerige Feuchtigkeit in ihren Augen, aber dafür ist die krystallene Feuchtigkeit fast kugelrund, um die geringere Brechung des Lichtes zu ersetzen und die Strahlen desto leichter zu vereinigen; bei den Thieren hingegen, welche in freier Luft leben, ist jene Feuchtigkeit linsenförmig und also flacher.

Einige Thiere haben keine beweglichen Augen, dafür sind sie mit mehr Augen begabt; so haben die Spinnen vier, sechs und acht Augen; die meisten Insekten haben noch mehr, manche sogar deren viele hunderte.

Nebst diesen Sinneswerkzeugen hat der Herr die Thiere mit einem wunderbaren Naturtriebe (Instinkt) begabt, wo-

durch sie vor Allem, was ihnen schädlich ist, gewarnt und wodurch sie zum künstlichen Bau ihrer Wohnungen, zum listigen Fang ihres Raubes und zu manchen Handlungen und Verrichtungen befähigt und geleitet werden, welche Nachdenken und Urtheilskraft zu erfordern scheinen. Ohne vorhergegangene Anweisung und Uebung macht die junge Spinne ihr künstliches Gewebe, aber sie wird auch hierin nie eine Abänderung treffen oder einen Fortschritt machen können. Ebenso baut die Schwalbe ohne Unterweisung ihr Nest und bereitet die Biene ihre künstlichen Zellen. Dieser natürliche Instinkt zeigt sich auch besonders bei der Vertheidigung gegen ihre Feinde. Wenn die Pferde auf der Weide von einem Wolfe angegriffen werden, so stellen sie sich in einen Kreis, mit den Köpfen gegen die Mitte, die Hinterfüße aber gegen außen gekehrt und gegen den Wolf ausschlagend. Die Ochsen machen es umgekehrt und wenden ihm ihre Hörner zu. Einige Thiere, welche im Wasser leben, machen das Wasser trübe und entziehen sich so der Verfolgung ihrer Feinde.

Andere treffen schon bei dem Bau ihrer Wohnung gewisse Vorkehrungen, indem sie ihr Nest z. B. in dichten Dorngesträuchen oder in einer Felsenspalte anlegen. Die Elster bedeckt ihr künstlich geflochtenes Nest vorsichtig mit Dornen und stachelichten Reisern. Grauspechte und Tannenhäher legen ihre Nester in die Höhlung eines Baumes und verstreichen die überflüssige Oeffnung mit Lehm, andere bauen sich in der Erde Höhlen mit mehreren Ausgängen, um, wenn sie von einer Seite verfolgt werden, auf der andern entrinnen zu können. Dieser Naturtrieb bewahrt ferner das Thier vor den ihm schädlichen Pflanzen; man will bemerkt haben, daß Kühe und Ochsen nur 260 Arten von Pflanzen fressen, und alle übrigen stehen lassen, auch wenn sie noch so schön und einladend sind. Das Pferd soll nur von 262 Pflanzenarten sich nähren; die Schweine nur von 72, und sollen keine anderen, als diese berühren, auch wenn sie hungrig sind. Wer leitet sie an, unter den Tausenden von Pflanzen blos die ihnen zuträglichen auszusuchen und die anderen bei Seite zu lassen?

Insbesondere tragen die Thiere, von diesem Triebe geleitet, eine große Sorgfalt für ihre Jungen. Manche legen ihre Eier an solche Orte, wo die Jungen beim Auskriechen

ihre geeignete Nahrung finden. Der Schmetterling wird seine Eier nicht auf Fleisch und die Schmeißfliege wird sie nicht auf Kohl legen. Sind die jungen Sackspinnen ausgekrochen, so setzen sie sich in gewisser Ordnung auf den Rücken ihrer Mutter, die sie mit sich herumträgt. Eine Fliege sticht in ein Eichenblatt und macht, daß sich darauf ein Gallapfel ansetzt, in die Mitte desselben legt sie ein Ei, der Gallapfel muß mit demselben zugleich mitwachsen, und das Junge findet da zugleich Wohnung und Nahrung. Wie emsig sind die Vögel bei Erbauung der Nester, wie brüten sie wochenlang mit Hintansetzung ihrer eigenen Nahrung über den Eiern! Wie sorgfältig erwärmen sie die ausgebrüteten Jungen und bringen ihnen Nahrung! Wie suchen sie dieselben gegen alle Angriffe zu vertheidigen! Was thut die Löwin für ihre Jungen!

Nahrung der Thiere. Es gibt kein Landthier, keinen Fisch, keinen Vogel, keinen Wurm, welcher ohne Nahrung leben könnte; ferner bedarf jede Art wieder einer ganz besonderen Nahrung; und wie viele dieser Arten, und in jeder Art wie viele einzelne Thiere gibt es nicht! Wie viele tausend Geschlechter der Vögel und Insekten, und wie viele Hunderttausende in jedem Geschlecht! Wie viele Millionen lebendiger Geschöpfe leben auf der Erde und in derselben, auf den Bäumen und Pflanzen und in denselben! wie viele Millionen im Wasser und in der Luft! Und für alle diese hat die gütige Vorsehung gesorgt und sorgt noch täglich, und zwar bei einem jeden Thiere für die ihm entsprechende Art der Speise. Alle diese Millionen werden täglich bewirthet und gesättigt, diese alle finden Tag für Tag ihre Wohnung. Darum ruft der fromme König David aus: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zur gehörigen Zeit; du thust deine milde Hand auf und erfüllest Alles, was da lebet mit Segen.“ (Psalm 144).

Der Herr richtet den Vorrath nach den Bedürfnissen seiner Geschöpfe ein: diejenigen Pflanzen und Kräuter, die als Futter am meisten nützlich und nothwendig sind, hat er auch am weitesten verbreitet, sie werden am häufigsten gefunden und am leichtesten fortgepflanzt. Da derjenigen Thiere, welche von Gras und Kraut leben, eine so ungeheuere Menge ist, so findet man das trockene Land allenthalben mit Gras

und Pflanzen bedeckt, die ohne Bemühung der Menschen wachsen, sich vermehren und nicht so leicht von der Witterung Schaden leiden. Auch dieses ist eine weise Anordnung, daß nicht alle Thiere nur von einerlei Futter leben müssen, sondern daß einige sich von Gras und Kräutern, andere von Früchten und Samen, wieder andere von Fleisch, daß einige von Insekten und andere von Würmern sich nähren. Dadurch wird der Vorrath und Alles, was die Erde und das Meer hervorbringt, verwendet und ausgetheilt; es wird dadurch nicht nur Alles, was Odem hat, wohl und reichlich versorgt, sondern auch Alles auf die gehörige Weise benützt, welches sonst der Welt nur eine Last sein, verfaulen und verderben würde. Die faulenden Körper der Fische, Vögel und anderer Thiere würden zu Gift werden, wenn es nicht der allweise Schöpfer so eingerichtet hätte, daß auch solche Dinge anderen Geschöpfen wieder angenehm wären.

Um sie zur Erlangung ihrer Nahrung fähig zu machen, hat der Herr sie mit den dazu nöthigen Sinneswerkzeugen, Kräften, oder mit List und Behendigkeit und mit einem besonderen Instinkt begabt, so daß sie ihr Futter aus der Erde herausholen, oder von tausend Orten umher zusammentragen, daß sie gerade die geeignetste Stunde, z. B. bei der Nacht wählen, daß einige ihre Beute erst sich zubereiten, z. B. von Insekten den Kopf wegwerfen, oder die Fische in die Höhe schleudern, damit sie mit dem Kopfe zuerst in ihren Schlund kommen, daß andere wieder künstliche Netze ausspannen, Gruben und Fallstricke errichten, um der Beute habhaft zu werden.

Aber ganz eigen ist die Vorsorge des Herrn für die Thiere im Winter: viele Arten von Vögeln heißt er bei Annäherung des Winters in ganzen Schaaren in wärmere Länder ziehen und im Frühjahre wieder zurückkehren; andere Thiere, welche nicht zum Reisen bestimmt sind, erhalten für den Winter einen dicken Pelz, daß sie die Kälte leichter ertragen können. Verschiedene vierfüßige Thiere tragen sich im Sommer einen Vorrath von Getreide und anderem Futter in ihre Höhlen, wovon sie im Winter leben, so die Hamster und die Feldmäuse; die Elster sammelt im Herbste Eicheln, welche sie in hohlen Bäumen zu ihrer Winternahrung ver-

wahrt. Ebenso sind die Bienen mit Nahrung versehen. Viele andere Thiere begeben sich in die Erde, in eine Höhle oder an einen andern sichern Ort, und hier versinken sie in eine Betäubung oder Erstarrung, welche Winterschlaf genannt wird, aus dem sie erst die milde Frühlingswärme wieder erweckt. Die Murmelthiere bereiten sich ein Lager von Heu und Moos, alsdann verschließen sie die beide Oeffnungen ihres Baues und legen sich zur Ruhe; während der ganzen Zeit ihres Baues genießen sie nichts, sondern zehren, wie man sagt, von ihrem eigenen Fette; vor dem Winter nämlich sind sie sehr fett, einige wiegen bei zwanzig Pfund, nach dem Winter sind sie mager und abgezehrt. Die Bären fressen vor dem Winter so unmäßig, als wenn diese Mahlzeit für ihre ganze Lebenszeit gelten sollte. Die Dachse bereiten sich auf gleiche Weise zu ihrem Winterschlafe. Ebenso liegen Raupen, Käfer, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Schlangen, den Winter über in tiefem Schlummer begraben. Viele Insekten, Vögel und Fische frieren in Morästen und Flüssen im Eise fest, und unverletzt thauen sie an den Strahlen der Frühlingssonne wieder auf. Für die übrigen hat die Vorsehung schon versorgt, daß sie auch im Winter ihre Nahrung finden können.

Die Thiere werden eingetheilt in sechs Klassen: 1) Säugethiere, 2) Vögel, 3) Amphibien, 4) Fische, 5) Insekten, 6) Würmer.

---

1. Säugethiere.

Diese haben rothes, warmes Blut, bringen lebendige Jungen zur Welt und säugen sie eine Zeit lang mit ihrer Milch, daher diese Klasse Thiere Säugethiere heißen. Dahin gehören die vierfüßigen Thiere und der Wallfisch; wir wollen einige und den Nutzen, den sie uns gewähren, betrachten:

1. Das Pferd (horse) zieht und trägt die Lasten, es bestellt das Feld und schafft uns alle Nothwendigkeiten des Lebens um ein geringes Futter herbei, es trägt uns auf seinem Rücken, wohin wir wollen. Es ist ein Geschöpf, das sich ganz dem Willen des Menschen hingibt, sich ohne Aus-

nahme dem Reiter überläßt, das mit allen seinen Kräften den Wunsch seines Herrn erfüllt. Das regelmäßige Verhältniß der Glieder und besonders des Kopfes gibt ihm ein freies, munteres Ansehen, sein ganzes Wesen ist edel, sein Gliederbau stark, sein Gang majestätisch, und Alles an ihm scheint Feuer, Stärke, Muth und Stolz anzukündigen; und dennoch ist es folgsam und so durch Liebe und Furcht an den Menschen gebunden. Auch der Esel (ass) und Maulesel (mule) dient zum Ziehen.

2. Die Kuh (cow) ist nicht minder wichtig und noch unentbehrlicher, sie gibt uns die süße Milch (milk), aus derselben wird auch die Butter (butter) und der Käse (cheese) bereitet. Alles ist an diesem Thiere brauchbar. Das Fleisch ist eine vorzügliche Nahrung, die Haut dient zu Schuhen und anderen Dingen. Sogar der Mist ist dienlich, indem er unsere Felder düngt und fruchtbar macht. Ebenso bei dem Ochsen, welcher auch noch große Lasten zieht. Zu diesem Geschlechte gehört auch der Büffel (buffalo).

3. Zu dem Ziegengeschlechte gehören: das Schaf (sheep), welches eines der nützlichsten Hausthiere ist, der Widder (ram), die Ziege (goat), der Bock (he-goat), die Kameelziege in Kleinasien, deren schönes Haar das Kameelgarn gibt, die tibetanische Ziege, aus deren Haaren die feinsten und kostbarsten Zeuge (Shawls) gemacht werden, und der Steinbock (ibex).

4. Das Hirschgeschlecht (deer) hat dichte und ästige Geweihe, die es alle Jahre abwirft und durch neue ersetzt. Von dem Hirsch benützen wir wieder fast Alles, was an ihm ist. Der Dammhirsch (fallow-deer) ist etwas kleiner, sein Geweih ist schaufelförmig. Das Elenthier (elk) und das Rennthier (rein-deer) sind auf der nördlichen Erde, letzteres hat ein am Ende vierzackiges Geweihe, womit es das Moos, von dem es lebt, selbst unter dem Schnee herausscharrt. Was der Lappländer zu seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung bedarf, erhält er Alles von diesem Thiere.

5. Das Kameelgeschlecht (camel) hat keine Hörner, aber einen sehr langen, gebogenen Hals, und einen kleinen Kopf. Das Dromedar (dromedary) lebt von schlechtem Futter, trägt große Lasten, läuft schnell, kann 14 Tage ohne zu trinken aushalten, daher ist dieses Thier in wasserlosen

Gegenden und besonders in den Wüsten von Afrika eine ungeheuere Wohlthat, es hat einen natürlichen Sattel oder Höcker, Kameele mit zwei Höckern (Trampelthiere) laufen noch schneller. Wenn es beladen wird, läßt es sich auf seine Kniee nieder. Außerdem nützt dieses Thier noch durch seine Milch, Haut, Haare und sein Fleisch. Die Kameelziege oder Lama (lama) in Südamerika trägt auch Lasten. Das Schafkameel (vigonc) lebt in Amerika in ganzen Heerden, läßt sich aber nicht zähmen, es hat eine sehr feine Wolle.

6. Das Antilopengeschlecht (antilope) hat runde, geringelte Hörner und schwarze, muntere Augen. Dazu gehören die Gemse (chamois) in Europa, die Gazelle (gazel) in Asien.

7. Der Hund (dog) ist ebenfalls ein sehr wichtiges und treues Hausthier, er bewacht und beschützt seinen Herrn und gibt sogar sein Leben für ihn; auch hütet er die Heerden. Gattungen davon sind: der Mops (pug-dog), der Pudel (water-dog), das Windspiel (grey-hound), der Bullenbeißer (bull-dog), der Haus- (house-dog), Schäfer- (shepherd's dog), Jagd- (hound) und Dachshund (terrier). In den nordischen Ländern spannt man den Hund an den Schlitten.

Zum Hundsgeschlecht gehört auch der Wolf (wolf), er greift Pferde und Ochsen und bisweilen auch Menschen an. Mit Feuer kann man ihn leicht verscheuchen. Der schlaue Fuchs (fox) thut dem Wildpret und dem Geflügel großen Schaden, doch verzehrt er auch Mäuse und Insekten, liebt aber besonders Honig und Weintrauben. Er wohnt in Bauen unter der Erde, sein Balg gibt ein kostbares Pelzwerk. Der Schakal (jackal) [auch Goldwolf] im Morgenlande zieht Nachts schaarenweise umher, frißt Thiere, Lederwaaren ꝛc., gräbt Leichen aus, ebenso die Hyäne (hyena), ein boshaftes Thier von fürchterlichem Aussehen.

8. Die Katzenarten haben einen rundlichen Kopf, eine rauhe Zunge und spitzige, scharfe Krallen, die sie in eine besondere Scheide zurückziehen können. Dazu gehört die Hauskatze (cat), die wilde Katze (wild cat), und die angorische mit seidenartigen Haaren. Dann der Löwe (lion), das stärkste Raubthier, er hat ein majestätisches Ansehen, eine fürchterliche Stimme und etwas Großmüthiges in seinem Betragen, und wird deßhalb der König der Thiere genannt.

Der Tiger (tiger) ist etwas kleiner, aber grausamer als der Löwe. Der Leopard (leopard) in Afrika und das Pantherthier (panther), sind ebenfalls grausame Raubthiere. Der Luchs (lynx) hat sehr scharfe Augen, springt von Bäumen auf vorübergehende größere Thiere und zerbeißt ihnen das Genick. Der Kuguar (cougar) in Amerika jagt Hirschen, Rehen, Schafen nach, zerbeißt ihnen sogleich die Kehlader und erwürgt sie mit dem Schweife.

9. Die Bärenarten (bear) haben einen runden Kopf, eine lange Schnauze, einen dickleibigen zottigen Körper und breite Tatzen. Der Landbär kann auf den Hinterfüßen gehen, gut klettern und auch schwimmen. Er lebt von Insekten, Gewürmen, Baum- und Erdfrüchten, vom Fleische anderer Thiere, und liebt besonders den Honig. Der Eisbär (white bear) im Nordmeer lebt von Fischen, Seehunden, Vögeln ꝛc. Der Vielfraß (glutton) hat einen sehr kostbaren Pelz. Der Dachs (badger), ein träges, lichtscheues Thier, lebt in tiefen Bauen unter der Erde. Der Waschbär (racoon) in Amerika wäscht seine Beute im Wasser ab.

10. Vielklauige Säugethiere. Diese sind meist große, unförmige Thiere mit Borsten oder nur wenigen Haaren. Dazu gehören: das Schwein (hog), ein sehr nützliches und über die Erde weit verbreitetes Hausthier; es schafft viele unreinliche oder schädliche Körper hinweg und vertilgt in Amerika vorzüglich die Schlangen; es liefert uns den Speck. Das Wildschwein (wild boar) hat Fangzähne oder Hauer, und ist größer; es nährt sich von Wurzeln und Würmern. Das Bisamschwein (peccary) lebt in Südamerika. Der Schweinhirsch oder Hirscheber (babirussa) hat die Gestalt eines Hirsches mit dem Kopfe eines Schweines. Der Tapir (tapir) in Südamerika hat die Größe eines Ochsen und die Gestalt eines Schweines. Der Elephant (elephant) in Asien und Afrika ist das größte und klügste unter allen Landthieren, er wird 15 Fuß hoch und 17 Fuß lang. Das Merkwürdigste an ihm ist der lange Rüssel, womit er sein Futter zu sich nehmen, sich gegen die Feinde vertheidigen und Alles verrichten kann, was wir mit unsern Fingern thun; er entwurzelt Bäume damit, ergreift und schleudert seinen Feind wie einen Stein und zertritt ihn dann mit seinen Füßen. Sein Zorn ist schrecklich, doch un-

gereizt thut er Niemanden Schaden; man gebraucht ihn auch oft im Kriege; er lebt von Baumblättern, Gras und Reis rc., seine Eckzähne liefern das sogenannte Elfenbein (ivory). Das Nashorn (rhinoceros), ein großes, fürchterliches Thier, welches mit dem Schweine große Aehnlichkeit hat, trägt ein Horn auf der Nase, womit es den Elephanten bekämpft und ihm oft den Bauch aufschlitzt. Seine Haut ist so dick, daß keine Flintenkugel durchgeht. In diese Klasse gehört auch das Nilpferd (hippopotamus).

11. Die Affen (ape, monkey). Diese sind unter allen Thieren dem Menschen am meisten ähnlich, sie ahmen Alles nach, was sie sehen. Sie leben in heißen Gegenden heerdenweise in den Wäldern, sie nähren sich von Reis, Obst und Früchten, die sie sehr listig zu stehlen wissen. Der Orangutang (orang-otang, man of the woods) geht aufrecht. Der Pavian (baboon) und die gewöhnlichen Affen sind den Menschen weniger ähnlich. Die Meerkatzen (marmoset) hängen sich mit ihrem Rollschwanze an einen Ast und schwingen sich so auf einen andern.

12. Die Stinkthierarten besitzen eine übelriechende Feuchtigkeit. Das Stinkthier (skunk) in Amerika, so groß wie ein Kaninchen, schützt sich gegen seine Verfolger durch den entsetzlich stinkenden Saft, den es ihnen entgegensendet; ebenso die Stinkkatze (mink). Die Zibetkatze (civet-cat) liefert den Zibeth, ein Arzneimittel. Der Ichneumon (ichneumon), Pharaonsmaus, ist dadurch sehr nützlich, daß er dem Krokodile Einhalt thut, indem er seinen Eiern und Jungen nachstellt. Auch verzehrt er giftige Schlangen.

13. Stachelthiere. Der Igel (hedge-hog) lebt von Insekten, Kröten, Schnecken, Wurzeln und Obst; bei einer Gefahr rollt er sich wie eine Kugel zusammen und kehrt die Stacheln ringsum seinen Verfolgern zu; ebenso das Stachelschwein (porcupine), dessen Stacheln zu Zahnstochern und Verzierungen dienen.

14. Die Wieselarten sind sehr munter, beißend, blutdürstig; sie leben von jungen Hühnern, Eiern, Vögeln, Ratten und Mäusen, wohnen in Höhlen und gehen nur Nachts auf den Raub aus. Dazu gehören: das gemeine Wiesel (weasel), das im Sommer röthlich und im Winter ganz weiß ist. Das Hermelinwiesel (ermine) springt auf

die Ohren des Bären und Elenthieres, während sie schlafen, und beißt sich darin mit seinen scharfen Zähnen fest. Der Baum-, Stein- und Hausmarder (marten), welcher den Hühnerställen nachsetzt. Der Iltis (pole-cat), welcher dem schädlichen Hamster zum Feinde bestimmt ist. Der Zobel (sable) in Sibirien, welcher das edelste Pelzwerk liefert. Das Frettchen (ferret), welches zur Kaninchenjagd gebraucht wird.

15. Hasenarten sind: der gemeine Hase (hare), der Springhase (jerboa), der Seidenhase (angora-rabbit), das Kaninchen (rabbit); diese werden ihres schmackhaften Fleisches und ihrer nützlichen Pelze wegen geschätzt. Auch wird das muntere Eichhörnchen (squirrel) hierher gerechnet.

16. Zur Klasse der Mäuse gehören außer der eigentlichen Maus (mouse), die Ratte (rat), der Maulwurf (mole), er lebt von Würmern und Insekten unter der Erde, bei deren Aufsuchung er den Pflanzen schadet; das Murmelthier (marmot), der Hamster (hamster), ein sehr beißiges und unverträgliches Thier, er lebt allezeit auf Kornfeldern, hier baut er sich eine Höhle zur Wohnung und Vorrathskammern, wohin er viel Getreide schleppt und sonst Schaden thut; allein er hat einen Feind, den Iltis, wenn dieser ihn überwunden und getödtet hat, so nimmt er dessen Wohnung ein.

17. Fliegende Säugethiere. Hierzu gehören die Fledermäuse (bat) und die Vampyre oder Blutsauger (vampire) in Südamerika, welche Menschen und Thieren, während sie schlafen, Blut aussaugen.

18. Säugethiere mit Schwimmfüßen sind: die Biber (beaver), diese geborenen Baumeister; mit ihren vier starken Schneidezähnen schneiden sie Holz von der Dicke eines Armes ab, die Vorderfüße gebrauchen sie zum Graben und Kneten der Thonerde, ihres Schwanzes bedienen sie sich statt eines Schubkarrens, den Mörtel oder Thon herbeizuschaffen, und hernach statt einer Kelle, um diesen Mörtel anzuwerfen und anzustreichen; und so bauen sie an fließendem Wasser Dämme, um eine Schwemme zu bekommen und nahe daran Wohnungen von drei Stockwerken, daß sie, wenn das Wasser steigt, sich in die obere Wohnung begeben können. Diese Kunst ist ihnen vom Schöpfer gegeben, sie besitzen die-

selbe, ohne sie zu erlernen, aber auch ohne je darin einen Fortschritt, eine Abänderung zu machen. Ihr glänzendes kastanienbraunes Fell gibt ein kostbares Pelzwerk, aus den Haaren macht man feine Hüte und Tücher. Die Fischotter (otter) lebt auch an Ufern der Flüsse in Höhlen, ihr Fell ist kostbar, noch kostbarer ist das der Meerotter (sea-otter). Die Robbenarten, nämlich der Seehund (seal), der Seebär (sea-bear) und der Seelöwe (sea-lion). Das Wallroß (morse) um den Nordpol, es hat eine Länge von 18 Fuß. Die Seekuh (sea-cow), an den Mündungen der Flüsse in Asien und Afrika. Das Fett dieser Thiere gibt den Fischthran.

19. Wallfischartige Säugethiere. Ihr Aeußeres ist das der Fische, aber ihr Inneres ist das der Landsäugethiere. Solche sind: der Narwal (narwhal, sea-unicorn) oder See-Einhorn mit einem sehr langen, geraden Horn an der Oberkiefer. Der Wallfisch (whale), das größte aller bekannten Thiere, oft hundert Fuß lang; sein Kopf ist ungeheuer groß, aber der Schlund sehr eng, daher er nur von kleinen Seethieren lebt; auf dem Kopfe hat er zwei Luftlöcher, aus denen er das eingesogene Wasser in dicken Strahlen ausstößt, mit seinem Schwanze kann er ein Fahrzeug mit Einem Schlage zertrümmern. Man tödtet ihn mit Harpunen. Sein Speck, woraus der Fischthran gesotten wird, beträgt oft eine ganze Schiffsladung. Ferner gehören hierher der Finnfisch (fin-fish), der Nordkaper (grampus), der Kaheloth (white whale) oder Pottfisch, der Delphin (dolphin).

Wir haben unter diesen angeführten Thieren auch manche schädliche, so manche Raubthiere gefunden; aber vergessen wir hierbei nicht, daß

1) in dem großen Haushalt der Natur Alles verwendet und benützt werden soll, daß die faulenden Körper so vieler Millionen Geschöpfe zu Gift werden würden, wenn sie nicht von jenen Raubthieren fortgeschafft würden;

2) daß höchst weise nicht alle Thiere von einerlei Futter leben müssen;

3) daß die Vorsehung, wie sie uns diese Geschöpfe zur Nahrung angewiesen hat, ebenso auch für sie selbst gesorgt

hat, indem eines dem andern zur Nahrung und Erhaltung dienen muß;

4) daß der Herr selbst gegen ein zu großes Ueberhandnehmen der von uns schädlich genannten Geschöpfe gesorgt hat, indem solche sich weit weniger vermehren, als die uns nützlichen;

5. daß die schädlichen Thiere auch ihre Feinde wieder zur Seite haben, daß unter ihnen selbst ein beständiger Kampf ist, endlich

6. daß die Natur mit diesen anscheinbaren physischen Uebeln eine Schule und Stufenleiter der Erkenntniß für den menschlichen Geist ist, und ein Bild von dem geistigen Kampfe, den wir hier gegen das Sittlich-Böse und gegen die Gefahren unserer Seele zu kämpfen haben.

---

2. Die Vögel (birds).

Diese munteren und schönen Geschöpfe geben uns wieder vielen Stoff zur Betrachtung der Weisheit und Güte unseres Schöpfers. Vor Allem ist es das Nest (nest), das unsere Betrachtung verdient. Woher weiß der Vogel, daß er Eier legen wird, daß diese eines Nestes bedürfen? Woher weiß er die Zeit so richtig zu bemessen, daß er niemals irret, und nicht die Eier früher legt, ehe das Nest fertig ist? Wer hat ihn gelehrt, dasselbe vor Regen und den Anfällen der Thiere sicher zu stellen? es inwendig mit Moos oder Wolle auszupolstern, damit die Wärme zusammengehalten bleibe, es von Außen mit Reisig oder Dornen, oder mit solchen Moosarten von der Farbe des Baumes zu umgeben, damit es von demselben nicht so leicht unterschieden und aufgefunden werden kann? Wer hat ihn gelehrt, dasselbe so künstlich zusammen zu setzen? Was bewegt ihn, daß er auf den gelegten Eiern freiwillig die zur Brütung nöthige Anzahl von Tagen sitzen bleibt? Wer lehrt die Henne, diese Eier immer umzukehren, damit sie überall gleichmäßig erwärmt werden? Nicht sie hat diese Absicht hierbei, wohl aber der Schöpfer. Die Henne will blos, wenn eine Seite des Eies ihr zu warm wird. die kühlere aufwärts kehren, um darauf zu sitzen, und so erwärmt sie, ohne es zu wissen und zu beabsichtigen, das Ei an allen

Seiten gleichmäßig. Das Brüten selbst ist die Folge einer Entzündung des Unterleibes, daher man auch Kapaune dazu nöthigen kann, wenn man ihnen mit Brennesseln eine Entzündung beibringt. So hat der Schöpfer Alles weise eingerichtet und diese Thiere zur Erreichung seiner Absichten gezwungen. Wie viel braucht es nicht beim Menschen, bis er sich im Gleichgewicht erhalten, gehen und laufen kann? Wie muß er nicht dieses erst durch allmählige Versuche und durch häufiges Fallen lernen! Die Vögel haben auch blos zwei Füße, und dennoch steht und läuft ein Küchlein, sobald es aus dem Ei kommt; die jungen Enten laufen dem Wasser zu und rudern auf demselben ohne Anweisung, ja gegen das ängstliche Rufen der Bruthenne, herum; andere junge Vögel wissen sogleich in der Luft sich im Gleichgewicht zu erhalten, ihre Flügel regelmäßig zum Fluge zu schwingen und mit den Füßen und dem Schwanze zu rudern. Alle diese Künste haben sie von dem Schöpfer als Mitgift erhalten. Während die Fische mit ihren Flossen nach hinten stoßen, um sich selbst vorwärts zu schnellen, geht der Schlag der Flügel bei den Vögeln abwärts, um von der Luft gehoben und getragen zu werden, sie können nicht einmal mit denselben nach hinten stoßen. Die Flügel selbst sind so eingerichtet, daß nur der Schlag nach unten der Luft widersteht, nicht aber die Bewegung derselben nach oben, wodurch sie sich selbst wieder herabdrücken würden, so wie man bei einem Kahne das Ruder auf dem Rückwege über dem Wasser oder flach halten muß. Der Kopf der Vögel ist so klein, damit er sie durch die Schwere im Fliegen nicht hindere, und damit sie desto leichter die Luft durchschneiden können.

Wunderbar ist die Wanderung der Vögel, welche im Herbst unsere Gegenden verlassen und nach heißen Ländern ziehen, um hier während des Winters ihren Unterhalt zu finden, und welche regelmäßig im nächsten Frühjahre wieder zurückkommen. Die wilden Enten und Kraniche versammeln sich an einem gewissen Tage zum Aufbruche, sie fliegen in einer langen Reihe, welche einem liegenden lateinischen V gleicht, an der Spitze ist nur ein Vogel, dann sind immer mehrere, so durchdringen sie desto leichter die Luft; auch sollen die nachfolgenden ihre Schnäbel auf den Schwanz der vorhergehenden legen und so ihren Flug erleichtern; der vor-

ausfliegende wird immer von einem andern abgelöst. Doch nicht alle vereinigen sich in Truppen; einige treten ihre Reise einzeln an, andere mit ihrer Familie, noch andere in kleinen, abgesonderten Haufen. Woher wissen die Zugvögel, daß sie in anderen Gegenden ein wärmeres Klima und bessere Nahrung finden werden? Woher kommt es, daß sie, gleich als hätten sie einstimmig den Tag ihrer Abreise festgesetzt, so zum Aufbruche sich versammeln? Wie können sie ohne Kenntniß der Länder ihre Reise antreten und selbst in finsterer Nacht fortsetzen? Noch wunderbarer ist ihre Rückkunft im Frühjahre, ohne Compaß vollbringen sie eine Reise von vielen hundert Meilen, und zwar finden die Schwalben genau das Nest wieder, welches sie im vergangenen Sommer gebaut, und die Störche das Haus, welches sie verlassen haben. Wer lehrt sie da, in der Luft ihren Weg nicht zu verfehlen, und weder zu weit rechts oder links zu fliegen, ungeachtet so vieler Zwischenfälle, Winde und Stürme u. s. w.?

Die Vögel bringen uns viel Nutzen, sie vertilgen unzählige Insekten und verzehren auch größere, schädliche Thiere, auch Aas; sie befördern die Verbreitung vieler Gewächse, und liefern uns Federn, Schreibfedern, Eier, Fleisch, Fett 2c.; auch ergötzen sie unser Auge und unser Ohr, und sollen uns zum Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und zum Lobe unseres Schöpfers ermuntern.

Wir wollen einige vorzüglichere Arten derselben noch betrachten:

1. Hühnerartige. Der Hahn (rooster), die Henne (hen), welche uns täglich mit den so nahrhaften Eiern versorgt, und welche über ihre Küchlein eine solche mütterliche Wachsamkeit und Sorgfalt trägt.

Die Fasanenarten: der gemeine Fasan (phesant), der prächtige Gold- und der ebenso schöne Silber-Fasan. Der Truthahn (turkey), auch welscher oder kalekutischer Hahn genannt, lebt in Amerika heerdenweise wild. Der Trappe (bustard), der größte der europäischen Vögel. Der Pfau (pea-cock) mit seinem wunderschönen Gefieder und dem prächtigen Schwanze. — Zu den Waldhühnern gehören: der Auerhahn (heath-cock), das Birkhuhn (moor-cock), das Haselhuhn (hazel-hen), das Rebhuhn (patridge), das Schneehuhn (white grouse), die Wachtel (quail), das Perl-

huhn (guinea-hen). Tauben (pigeon, dove): die Haustaube, die wilde Taube, die türkische oder Brieftaube (carrier pigeon), die Turtel- (turtle-dove) und Ringeltaube (ring-dove), die Lachtaube (laughing-dove).

2. Schwimmvögel: Die gemeine Ente (duck, drake), die Löffelente (shoveler) mit einem löffelförmigen Schnabel, der Schwan (swan), die zahme und die wilde Gans (goose). Ganze Heerden Gänse und Enten überlassen uns ihre Federn, damit wir desto sanfter ruhen mögen, und verlangen von uns nichts, als eine schlechte Nahrung und eine Pfütze, wo sie spielen, sich baden, untertauchen und Würmer suchen können. Die Eidergans (eider-duck) liefert die Eiderdunen. Der Pelikan (pelican) oder die Kropfgans hat am Unterschnabel einen bauchigen Sack, worin er den Jungen das Futter zuträgt. Der Sturmvogel (storm-petrel) lebt meistens in offener See auf Klippen, flüchtet sich aber bei herannahendem Sturme auf die Schiffe.

3. Sumpfvögel. Sie haben meist kurze Schwänze, aber lange Hälse, Schnäbel und Beine, gerade so, wie sie es zu ihrer Lebensweise nothwendig haben, um in den sumpfigen Gegenden sich aufhalten und die Amphibien, Insekten, Fische und Wasserpflanzen, wovon sie leben, herausholen zu können. Solche sind: der Reiher (heron), der Storch (stork), der Kranich (crane), zur Reihergattung gehörend. Der Ibis (ibis), welcher von Amphibien und Schlangen lebt, wurde ehemals in Aegypten göttlich verehrt. Die Schnepfen (wood-cock). Der Kibitz (peewitt) hält sich gern am Strande auf und läuft sehr schnell.

4. Straußartige Vögel. Es sind große Landvögel mit kurzen Flügeln, die daher nicht fliegen, sondern nur laufen können. Der Strauß (ostrich), in der Wüste von Afrika und Arabien, ist der größte Vogel, 8 Fuß lang und 8 bis 10 Fuß hoch. Er verschluckt Alles, was ihm vorkommt. Die Straußfedern sind bekannt; seine Eier, 2 bis 3 Pfund schwer, haben einen vortrefflichen Geschmack, und die Schalen werden zu Gefäßen verwendet; ebenso die Eier des Kasuar (cassiowary) in Ostindien, der etwas kleiner ist, als der Strauß.

5. Singvögel: die Lerche (lark), der Star (starling), welcher leicht zahm wird, sprechen und Lieder pfeifen

lernt. Die Drossel (thrush) mit ihren Arten: die Singdrossel, Schwarzdrossel oder Amsel (black-bird) und der Krametsvogel (fieldfare). Die Finkenarten (finch): der Buchfink (chaf-finch), der Distelfink oder Stieglitz (goldfinch), der Häufling (flax-finch), der Zeisig (siskin), der Kanarienvogel (canory-bird), der Sperling (sparrow), der Kernbeißer (cherry-finch), der Gimpel (bull-finch).— Die Ammerarten: der Goldammer (yellow-hammer), der Schneeammer (snow-bunding), der Rohrammer oder Rohrsperling (reed-sparrow), welcher im Schilfe nistet und den ganzen Tag zu schimpfen scheint. — Die Wadelschwänze. Dazu gehören: die geschwätzige Grasmücke (hedge-sparrow), die weiße, graue und gelbe Bachstelze (wag-tail), der Zaunkönig (wren), das Goldhähnchen (golden-crested-wren), das ist der kleinste Vogel in Europa, die schön singende Schwarzplatte (black-cap), das Roth- (robin redbreast) und Blaukehlchen (blue-throated warbler), das Rothschwänzchen (red-stard), und die Königin des Gesanges, die Nachtigall (nightingale). Wenn das Heer der Vögel, die uns den Tag hindurch mit ihrem Gesange ergötzt haben, schweigt, so erhebt sie ihre Stimme, anfangs leise, bald aber bricht ein Strom der schönsten melodischen Töne hervor, der Vogel selbst ist ganz klein und unansehnlich. — Meisen (titmouse): die Kohl-, Blau- und Tannenmeise.—Die Schwalben (swallow): die Haus-, Rauch- (chimney-swallow), Ufer- (sand-swallow) und Mauerschwalbe (swift), diese haben ihre Namen von dem Orte, wo sie ihr Nest bauen, die Nachtschwalbe, welche nur im Dunkeln nach Nahrung ausfliegt, die bekannte whippowil oder whippoorwill in Amerika, die chinesische Salanganschwalbe, deren Nester als Leckerbissen genossen werden.

6. Die Leichtschnäbel, blos in heißen Erdstrichen lebend. Solche sind: der Papagei (parrot), ein gelehriger, schöner und posirlicher Vogel, er ist unter den Vögeln das, was der Affe unter den Säugethieren ist; denn er lernt Wörter nachsprechen, kann niesen, gähnen, sich räuspern, seufzen und lachen. Arten hiervon sind: der Aras, der Kakadu (cacatoo). — Der Pfefferfresser (toucan) in Südamerika, der Nashornvogel in Ost-Indien.

7. Spechtarten, mit kurzen Füßen zum Klettern

und einem geraden, nicht dicken, aber festen Schnabel: der Specht (wood-pecker) spaziert geschickt baumauf- und baumabwärts; zu diesem Zwecke ist sein Schwanz ganz steif, er stemmt sich damit an den Baum, mit seinem starken Schnabel hackt er die Baumrinde auf, um die Insekten darunter hervorzuholen. Dazu gehören: der gemeine Specht, der große und kleine Buntspecht, der Grünspecht (green wood-pecker, wood-spite), der Blauspecht, der Baumläufer. Der Wendehals (wryneck). Der Eisvogel (king-fisher) ist schön blau und roth gefiedert, und hält sich an Teichen und Flüssen auf. Der Bienenfresser (bee-eater), ein schöner Vogel, lebt besonders von Bienen. Der Wiedehopf (hoopoo), mi- einem Federbusche auf dem Kopfe. Die Kolibri (hummingt bird) in Amerika sind die kleinsten, aber prachtvollsten unter allen Vögeln; sie leben vom Safte der Blumen; ihr Nestchen von Baumwolle ist nicht größer als eine halbe Nußschale. Der Fliegen-Kolibri ist nicht größer als eine Hummel. Die schönsten dieser Vögelchen sind: der Tapas-, Granat- und Wunder-Kolibri. Die indianischen Frauen tragen dieselben als Ohrgehänge.

8. Die rabenartigen haben einen starken, oben erhabenen Schnabel und kurze Füße, sie leben von Sämereien, Insekten und Aas. Solche sind: der Rabe (raven), mit kohlschwarzem Schnabel, er lebt in allen Theilen der Erde, lernt Worte sprechen und lebt von Aas, Eidechsen, Fröschen, Mäusen, Vögeln, Insekten, Würmern und Früchten. Die Rabenkrähe (carrion-crow), die Sack-, Nebel- und Mandelkrähe (rook) reinigen die Felder von schädlichem Ungeziefer. Die Dohle (jack-daw) und Elster (magpie) lernen Worte nachsprechen und stehlen gern, wie der Rabe, besonders glänzende Dinge. Der Holzhäher (jay), ein sehr schön gezeichneter Vogel, welcher auch sprechen lernt und den Gesang anderer Vögel nachahmt. Der Madenfresser im heißen Afrika und Amerika lebt vorzüglich von Maden, sein Nest hat im Innern abgesonderte Gänge und Zellen. Der Paradiesvogel (bird of paradise) auf Neu-Guinea, mit einem prächtig glänzenden Gefieder. Der Kukuk (cuckoo) brütet seine Eier nicht selbst aus, sondern legt sie in die Nester anderer Vögel, aber nur solcher, welche Insekten fressen. Der Honig-Kukuk im südlichen Afrika weiß geschickt die Nester der

wilden Bienen aufzusuchen; darum folgen, um dergleichen Honig zu sammeln, die dortigen Bewohner blos seiner Stimme. Die Golddrossel (yellow thrush) oder der Pirol, einer der schönsten Zugvögel. Der rothköpfige Pirol, in Amerika, so groß wie ein Star, heißt auch Maisdieb, weil er auf den Maisfeldern oft großen Schaden anrichtet.

9. Die Raubvögel. Sie haben einen starken, unterwärts gekrümmten Schnabel und meist kurze, starke Füße, mit großen, scharfen Klauen. Sie nähren sich theils von Aas, theils vom Raube lebendiger Thiere.

Das Geiergeschlecht (vulture) hat einen kahlen Kopf und eine gespaltene Zunge. Der größte unter allen ist der Kontur (candor) oder Greifgeier in Amerika; seine ausgebreiteten Flügel betragen 16 Fuß. Er raubt Kälber, Schafe, Hirsche, Rehe, Kinder. Der Kuttengeier lebt von Schlangen, Eidechsen und Ratten. Der Lämmergeier (lammer-geyer), 5 Fuß lang, fällt Lämmer, Rehe, Ziegen rc. an. Ferner der Aasgeier in Amerika, welcher kein lebendiges Fleisch frißt. Das Falkengeschlecht (hawk, falcon) hat einen befiederten Kopf, einen hakenförmig gekrümmten Schnabel, eine gespaltene Zunge und ein sehr scharfes Gesicht. Hierher gehören: der Goldadler (golden eagle), der König der Vögel, welcher 4 Fuß lang wird und nur in Gebirgsgegenden wohnt. Der gemeine oder Steinadler; der Fischadler (white tailed eagle), der Fischaar (bald-eagle) und Seeadler (sea-eagle), der Habicht (goshawk) und der Weihe (kite); der Edelfalke (falcon), welcher zur Jagd abgerichtet werden kann; der Sperber (sparrow-hawk); der Sekretär (secretary), seinen Namen hat er von einem Büschel Federn am Kopfe.

Das Eulengeschlecht (owl) gehört zu den nächtlichen Raubvögeln. Sie haben einen katzenartigen Kopf, hakenförmigen Schnabel und befiederte Füße, nähren sich von Ratten, Mäusen, Käfern, Maulwürfen, jungen Vögeln rc. und wohnen in alten Gemäuern, Thürmen, Steinbrüchen u. s. w. Die größte ist die Ohreule (horned-owl), von ihrem Geschrei Uhu genannt. Dann sind noch: die Todteneule, die kleine Ohreule, die Schleier- oder Perleule, die Steineule oder der große Kautz, und der kleine Kautz.

Das Würgergeschlecht (shrike, nine-murder),

vom Würgen kleiner Vögel und anderer kleinen Thiere so genannt, hat einen ziemlich geraden Schnabel und eine gespaltene Zunge. Die hieher gehörenden Vögel haben viel Aehnlichkeit mit den Singvögeln, und manche singen sogar melodisch. Dazu gehören: der große, graue Würger (butcher-bird), der kleine, graue Würger, der rothköpfige Würger und der Dorndreher.

* * *

Unstreitig richten manche dieser Vögel auch öfters großen Schaden an, z. B. die Sperlinge und die Krähen durch ihre Gefräßigkeit; aber wir müssen den Zusammenhang der ganzen Natur berücksichtigen. Man suchte in den englischen Kolonien in Amerika die Häher zu vertilgen, weil sie den Saaten Schaden zufügen; allein wie die Zahl derselben abnahm, entdeckte man ungeheuere Bruten von Würmern, Raupen, Zwiefaltern und gewissen Käfern, die alle Getreidefelder verwüsteten. Man hörte auf die Häher zu verfolgen, und so wie sie wieder zunahmen, machten sie auch jener Plage ein Ende. Wiederum wollte man die Sperlinge vertilgen, die Folge war, daß in den morastigen Gegenden sich eine Art Mücken so ungeheuer vermehrte, daß man ganze Pflanzungen leer stehen lassen mußte.

---

3. Amphibien.

Sie haben ihre Namen daher, weil sie sowohl im Wasser als auf dem Lande leben können; sie haben rothes, aber kaltes Blut, statt Knochen haben sie Knorpeln. Einige Amphibien gebären lebendige Jungen, andere legen Eier, brüten dieselben aber nicht selbst aus, sondern überlassen sie der Wärme der Sonne, oder lassen sie gar im Miste ausbrüten. Einige haben Füße, auf denen sie sich bewegen, andere kriechen auf der Haut oder den Bedeckungen des Bauches; daher werden sie in zwei Klassen eingetheilt: in Amphibien mit Füßen und in Amphibien ohne Füße.

Amphibien mit 4 Füßen sind: 1. die Schildkröte (tortoise), sie ist mit einer harten Schale umgeben, aus welcher nur Kopf und Füße hervorragen; sie lebt von

Insekten, Würmern rc. Die Land-Schildkröten werden nicht so groß, wie die Wasser-Schildkröten; die Riesen-Schildkröte wird 8 bis 9 Fuß lang und oft 5 bis 8 Centner schwer; ihr Fleisch und die Eier werden gegessen und aus den Schalen werden verschiedene Dinge gearbeitet, als: Dosen, Kämme rc. 2. Die Frösche (frogs) und Kröten (toads) zu einem Geschlecht gehörend. Arten der Frösche sind: der gelbbraune Landfrosch (red frog), der grüne Wasserfrosch (green frog), und der Laubfrosch (tree frog), welcher als Wetterprophet in Gläsern gehalten wird. 3. Die Eidechsen (lizard), sie haben vier Füße und einen langen, gestreckten Körper, der meist in einen langen Schwanz ausläuft. Das schrecklichste unter diesen ist das Krokodil (crocodile), welches bis 24 Fuß lang wird, einen weiten und mit spitzigen Zähnen besetzten Rachen hat, und von Fischen, Pferden, Rindern, Tigern und Menschen lebt. Das Weibchen legt gegen 100 Eier in den Sand und läßt sie von der Sonne ausbrüten, doch der Ichneumon steuert dem Ueberhandnehmen derselben. Der Kaiman oder Alligator (alligator) in den Strömen des mittlern Amerika, ist zwar nicht so groß, verschlingt aber gleichfalls Menschen und Thiere. Die gemeinen Eidechsen leben von Schnecken und schädlichem Ungeziefer. Das Chamäleon wechselt bei seinem zornigen Aufblähen seine Farbe. Die Kammeidechse in den heißen Ländern wird von den Einwohnern gegessen. Der Gekko (gekko), der Basilisk (basilisk), der Salamander oder Molch (salamander) gehören auch hierher. Der fliegende Drache (dragon lizard) in Ostindien gleicht der Eidechse, er hat Flughäute und macht große Sprünge von Baum zu Baum, wo er von Insekten lebt.

Amphibien ohne Füße, oder die Schlangen: 1. die Klapperschlange (rattle-snake), ihr Biß ist ungemein giftig, doch wird sie von den Schweinen ohne Nachtheil gefressen, auch muß sie selbst durch das Klappern ihrer beinernen Gelenke den Menschen warnen; man kann sie leicht tödten. Von den übrigen Schlangen soll etwa der zehnte Theil giftig sein. 2. Die Riesenschlange (boa), in beiden Indien, sind außerordentlich schön gezeichnet und nicht giftig. Die größte ist die Königsschlange (boa constrictor), sie wird 40 bis 50 Fuß lang und so dick wie der Leib eines Mannes; sie windet sich um große vierfüßige Thiere, zerquetscht ihnen die Knochen

und verschlingt sie dann. Ihr Fleisch soll schmackhaft sein. 3. Die große Seeschlange (sea serpent) an der Küste des Meeres soll 40 bis 100 Fuß lang und 3 Fuß dick sein. 4. Die Nattern (adder) haben am Bauche Schilde und am Schwanze Schuppen und sind mehr oder weniger giftig; z. B. die Viper (viper), die Brillenschlange (crowned serpent), in Ost- und Westindien, ihr Biß tödtet in wenigen Minuten. Unschädlich sind: die Ringelnatter (water snake), die indische Schooßschlange und die Blindschleiche (blind worm) oder Bruchschlange.

*　*　*

Alle diese Thiere haben einen kalten Körper, sie haben etwas Widerliches und Trauriges in ihrer ganzen Gestalt und in ihren Gesichtszügen, dunkle und unangenehme Farben, meist einen ekelhaften Geruch; alles Dieses, nebst ihrem Gift und ihrem Aufenthalte in versteckten, unreinen Orten erinnert uns an den Fluch, welcher einst über die Schlange ergangen ist und dessen Gepräge sie daher tragen.

---

4. Fische.

Wer würde wohl sich je haben einbilden können, besonders wenn er mit der innern Einrichtung der Landthiere und dem Prozesse des Athemholens bekannt ist, daß es Thiere geben könne, welche im Meere leben! Würde er aus den Wirkungen, welche das Untertauchen unter das Wasser auf unsern Körper macht, nicht geradezu schließen, dieses sei rein unmöglich? Und doch ist es so, und doch bewegen sich Millionen und Millionen solcher Geschöpfe in den vielen Meeren, Seen und Flüssen der Erde, bewegen sich mit größter Leichtigkeit und könnten außer dem Wasser gar nicht leben. Daraus ersehen wir von Neuem die Allmacht und Weisheit unseres Schöpfers. Er gab ihnen einen Körperbau, welcher ganz für ihr Element paßt, er gab ihnen Floßfedern, mit denen sie sich fortstoßen und womit sie rudern, er gab ihnen die Schimmblase, wodurch sie ihren Körper größer und dadurch im Wasser leichter oder denselben kleiner machen können; dadurch heben sie sich in die Höhe oder sie lassen sich in die Tiefe des Wassers hinab; aber

er gab ihnen keine Lunge, weil sie nicht wie wir freie Luft einathmen können. Und doch ist die Luft auch für sie nothwendig; wie wird nun der Schöpfer dieses einrichten? Das Werkzeug, womit die Fische Athem holen, sind die Kiefern oder Kiemen, welche hinten am Kopfe unter besonderen Klappen liegen. Indem der Fisch durch den Mund Wasser einsaugt, drückt er diese Klappen so lange zu und bewegt das Wasser so lange durch die Kiemen, bis die in dem Wasser enthaltene Luft in die feinen Blutgefäße, die in den Kiemen liegen, eingedrungen ist; durch die Klappen läßt er alsdann das Wasser wieder aus. Ebenso muß das Auge, welches im Wasser gut sehen soll, ganz anders eingerichtet sein, auch dieses vermissen wir bei den Fischen keineswegs, indem bei ihnen die Krystallinse kugelförmig ist.

Die Fische legen Eier, oft in ungeheurer Anzahl, sie bringen dieselben an das Ufer oder in Schilf, und lassen sie hier von der Sonne ausbrüten. Wie die Drosseln Samenkörner verschlucken und sie dann auf den höchsten Mauern und auf steilen Felsen unverdaut wieder geben und säen, und wie wir so zur Verwunderung auf solchen Stellen Weidenbäume und große Sträucher des Vogelbeerbaumes finden, auf ähnliche Art tragen die wilden Gänse auf ihren Zügen diese Eier oder Fischrogen, die sie verschluckt haben, in entfernte Teiche und Landseen. Die Fische nähren sich von Schlamm, Insekten, Pflanzen und anderen Fischen.

Einige Fische haben Gräten, andere hingegen Knorpeln.

Zu den Grätenfischen gehören: 1. Der Kabeljau (codfish), in den nördlichen Gegenden, 10 bis 12 Pfund schwer; er wird frisch gegessen und auch auf mancherlei Art zubereitet: eingesalzen, an der Sonne gedörrt 2c., auf Stangen getrocknet, heißt er Stockfisch (stock-fish). 2. Der Aal (eel), die Muräne, der Meeraal, der Zitteraal (cramp-fish), welcher Dem, der ihn berührt, einen elektrischen Stoß mittheilt. Das Fleisch dieser Fische ist schmackhaft. 3. Der Schwertfisch (sword-fish), von seinem langen, schwertförmigen Oberkiefer so genannt, ist ein furchtbares und starkes Thier. 4. Die Doraden (John-doree-fish), welche sich durch ihre Schönheit auszeichnen; eine der schönsten ist der Goldfisch in den warmen Meeren. 5. Die Schollen (sole), welche beide Augen auf einer Seite haben. 6. Die Ma-

krellen (mackerel) mit wohlschmeckendem Fleische. 7. Die Seehähne (gurmard), von ihrem knurrenden Tone so genannt; sie gehören zu den fliegenden Fischen. 8. Der Wels (shad-fish) mit seinem vortrefflichen Fleisch. 9. Der Salm (salmon); dazu gehören: der Lachs, oft 20 bis 60 Pfund schwer,die Lachsforelle (salmon-trout), die gemeine Forelle (trout), die Aesche (greyling), in schattigen Waldbächen. 10. Der Hecht (pike), ein Raubfisch, oft 8 Fuß lang. 11. Der Häring (herring), welcher im nördlichen Ocean in so ungeheuerer Menge vorkommt, daß er oft die Oberfläche des Meeres ganz bedeckt. Die Häringe ziehen alljährlich nach den Küsten von England und Holland, wo eine ungeheuere Zahl derselben gefangen wird. 12. Die Sardellen (anchovy), sie werden auch eingesalzen und versendet. 13. Die Karpfen (carp), wozu auch die Barbe (barbel), die Schleihe (tench), der Weißfisch (whiting), die Grundel (gudgeon) und das chinesische Goldfischchen gehören, welches zur Ergötzung in Gläsern gehalten wird.

Zu den Knorpelfischen gehören: 1. die Rochen (ray), mit vielen scharfen Stacheln besetzt, andere sind wieder glatt; der Zitterroche (electric fish) theilt einen elektrischen Schlag mit und heißt deßhalb Krampffisch. 2. Der Haifisch (shark), er kann einen ganzen Menschen verschlingen; der Sägefisch (sawfish) hat einen schwertförmigen, mit Zähnen besetzten Rüssel, womit er anderen Seethieren den Bauch aufreißt; der Hammerfisch (hammer-fish) hat einen hammerförmigen Kopf. 3. Der Stöhr (sturgeon), der Sterlet (sterlet), der Hausen (huso), wovon die Hausenblasen kommen. Der Klumpfisch (sun-fish) gleicht einem scheibenför-förmigen Kopfe; die Igelfische in Indien sind am ganzen Körper mit Stacheln besetzt; die Nadelfische (needle-fish), sehr lang und dünn; das Seepferdchen, nur einige Zoll lang.

---

5. Die Insekten.

Die Insekten haben statt des rothen Blutes einen weißlichen Saft. ihren Namen haben sie von den Einschnitten, wodurch Kopf, Brust und Hinterleib von einander gleichsam getrennt sind, wie man dieses an den Fliegen, Bienen rc.

sieht. Außerdem unterscheiden sie sich noch durch die Fäden, die sie auf ihrer Stirne tragen (Fühlhörner) und durch die große Zahl ihrer Füße. Es herrscht hierin eine große Verschiedenheit. Wie künstlich sind die Beine derer gebaut, welche sich an glatten Flächen zu halten wissen! Wie elastisch die Füße derer, welche springen! und wie stark sind sie bei denen, welche in die Erde graben! Fast auf allen Thieren sind Insekten anzutreffen, und sogar auf Insekten giebt es wieder andere Insekten, auch gibt es wenige Gewächse, auf denen nicht irgend eine Art von Insekten ihre Wohnung hätte; z. B. die Eichen werden von mehr als hundert verschiedenen Gattungen von Insekten bewohnt. Man kennt schon 44,000 verschiedene Arten von Insekten.

Die meisten Insekten legen Eier, welche sie mit wunderbarem Triebe immer nur an solche Orte legen, wo die künftige Brut am leichtesten und sichersten ihre Nahrung finden kann. Manche legen z. B. ihre Eier nur in Körper von Insekten anderer Art, in Raupen oder in Puppen, oder gar in die Eier derselben. Bei den geflügelten Insekten gehen mehrere Veränderungen vor. Es kriecht nämlich aus dem Ei ein Thierchen, welches Larve heißt, oder auch Raupe, Made, Wurm; diese Larven oder Raupen fressen nichts, bis sie ausgewachsen sind, und streifen mehrmals ihre Haut ab, alsdann spinnen sie sich ein oder verfertigen sich eine Hülle, in der sie verborgen liegen und nun Puppen heißen. Während dem geht in ihnen eine große Veränderung vor, durch die sie aus Würmern zu Käfern oder Schmetterlingen werden und als solche aus ihrer Hülle hervorbrechen — ein schönes Bild unserer eigenen künftigen Auferstehung!

Die Insekten werden in 7 Klassen eingetheilt:

1. Käfer (beetle), welche über den eigentlichen Flügeln noch harte Decken haben. Solche sind: der Maikäfer (may-bug), als Larve, welche Engerling (grub) genannt wird, schadet er den Gewächsen in der Erde und als Käfer den Bäumen. Der Goldkäfer (rose-chafer). Der Borkenkäfer (bark-scarab) richtet in den Fichtenwäldern großen Schaden an und der Kornrüsselkäfer im Getreide. Der Motten- oder Pelzkäfer schadet als Larve dem Pelzwerke und Wollenzeuge. Der Klopfkäfer lebt in altem Holze und verursacht durch sein Picken in den Wänden ein leises Klopfen,

welches abergläubische Menschen Todtenuhr nennen. Der Erdfloh (springtail) schadet den jungen Pflanzen; der Erbsenkäfer den Hülsenfrüchten; der Nußkäfer den Nüssen. Das Johanneswürmchen (glow-worm) leuchtet im Finstern. Der Mehlkäfer (cock-roach) lebt im Mehle, seine Larve, der Mehlwurm, dient den Nachtigallen zum Futter. Die Springkäfer (leaping-beetle) können, wenn sie auf dem Rücken liegen, sich in die Höhe schnellen. Der Blasenkäfer spanische Fliege (Spanish-fly) wird als Pflaster zum Blasenziehen gebraucht.

2. Halbflügler, mit halben, lederartigen Flügeldecken und mit Saugrüsseln, z. B. die Grillen (cricket), Heuschrecken (locust), die Schaben (moth), welche auch Kleider benagen, die Blattläuse (plant-louse), die Kochenillen (cochineal) auf amerikanischen Feigenbäumen, die eine schöne, rothe Farbe liefern. Die Wanzen (bed-bug).

3. Schmetterlinge (butter-fly). Die Raupe, aus der der Schmetterling entstanden ist, war rauh, haarig und oft abscheulich anzusehen; der Schmetterling ist mit Flügeln versehen und oft mit den schönsten Farben geziert; die Raupe fraß nur grobe Speise, der Schmetterling fliegt von Blume zu Blume und saugt mit dem Saugrüssel aus denselben seine Nahrung.

Die Schmetterlinge werden eingetheilt in Tag-, Dämmerungs- und Nachtfalter; letztere spinnen sich, wenn sie sich verpuppen, mit einem seidenartigen Gespinnste ein, so der nützliche Seidenwurm (silk-worm). Dieses sein Gespinnst kann man alsdann abwickeln und so erhält man die Seide. Ein jedes solches Seidenei (cocoon) hat einen doppelten Faden von 500 Ellen Länge, er zieht dieselben aus einer harzigen Substanz, die sich in ihm absondert, und spinnt sich dann damit zur Puppe ein.

4. Netzflügler mit netzförmigen, gegitterten und in mancherlei Farben schimmernden Flügeln: die Eintagsfliege (day-fly), die Wasserjungfer (dragon-fly), der Ameisenlöwe (ant-eater), er macht im Sande eine Grube, scharrt zu unterst sich selbst bis an den Hals ein und lauert auf Ameisen, welche an den Rand seiner Grube kommen und mit dem lockern Sand hinabrutschen.

5. Hautflügler, mit häutigen, geaderten Flügeln

Die Weibchen haben einen verletzenden, oft giftigen Stachel. Hierher gehören die Bienen (bee), diese wunderbaren Thierchen, welche eine Art Staat oder große und gemeinschaftliche Haushaltung bilden. Sie wohnen entweder wild in hohlen Bäumen, oder sie sind von Menschen in Bienenstöcke gebracht, immer aber ist ihre Lebensweise dieselbe, sie fliegen umher, sammeln aus dem Staube und Safte der Blumen mittelst ihres Saugrüssels, den sie verlängern können, Honig, den sie in der Honigblase bewahren und dann in ihren Zellen wieder von sich geben, und Wachs, welches sie zusammenballen und mit den Hinterfüßen nach Hause tragen. So mit Wachs und Honig beladen, fliegen sie zu ihrem Korbe, ohne sich zu verirren, obgleich sie oft 4 Stunden weit davon entfernt sind. Sobald sie ankommen, helfen ihnen andere bei der Abladung, greifen den Wachsstoff an, verarbeiten ihn zu Wachs, bauen Zellen daraus oder verstreichen die Oeffnungen, andere machen die Zellen, welche alle sechs regelmäßige Wände haben, zurecht, andere verwahren den Honig und schließen die volle Zelle mit einem Wachsdeckel, andere füttern die Jungen oder beschäftigen sich mit den Puppen, andere schleppen die todten Körper hinaus, oder wenn dieselben ihnen zu schwer sind, so überziehen sie solche mit Wachs, damit ihre Fäulniß ihnen nicht schade. Sie gehorchen einer Königin, welche allein Eier legt, und zwar in jede Zelle eines; aus diesen Eiern entstehen Maden, diese werden von den Bienen sorgfältig gefüttert, nach 8 Tagen verpuppen sie sich und nach 14 Tagen kommt aus der Puppe die junge Biene hervor.

Aehnlich dem Zellenbau der Bienen ist auch der der Wespen (wasp), und wie die Lebensweise dieser ist auch die Lebensweise und Haushaltung der Ameisen (ant). Diese wohnen gleichsam in einer Stadt, die in verschiedene Gassen eingetheilt ist, welche sämmtlich zu verschiedenen Vorrathskammern führen, vorzüglich sind sie sorgfältig für ihre Jungen, die sie bald in die Höhe, bald in die Tiefe bringen, je nachdem es regnerisch oder trocken ist.

6. Zweiflügler sind: die Bremsen (gad-fly), welche ihre Eier in die Haut der Kühe, Hirsche, Ochsen, Pferde, Schafe 2c. legen und ihnen große Schmerzen verursachen. Dann die Fliegen: die Stubenfliege, die Fleisch- oder

Schmeißfliege (blue bottle), die Stechfliege (stinging-fly), die Mücken (midge, gnad), die Schnaken (tipula) und Mosquitos (musquito).

7. Ungeflügelte Insekten sind: die Laus (louse), der Floh (flea), die Milbe (mite), die Waldmilbe oder Zecke (tick), die sich in das Fleisch der Menschen und Thiere einbeißt. Ferner die Spinnen (spider), die Hausspinne. die Kreuzspinne, die Buschspinne, welche in ihrem Netze sogar kleine Vögel fängt; die Tarantel (tarantula) in Italien, dann der Scorpion (scorpion), welcher am Ende des Schwanzes einen Stachel hat, womit er empfindlich stechen kann, ferner die Kellerassel oder der Kellerwurm (gally-worm).

Je vielfältiger und von einander verschiedener diese Insekten sind, je kleiner ihr Körperbau, desto wunderbarer muß uns die Macht und Weisheit Gottes erscheinen; oder ist es nicht wunderbar, daß man solche Insekten, die man mit freiem Auge kaum entdeckt, durch Vergrößerungsgläser gleich dem Elephanten mit Rüsseln und dem vollständigsten Gliederbau versehen findet! Aber so manche Insekten sind uns schädlich oder lästig; doch auch diese dienen zu unserm Besten; wir sehen, wie aus derselben Blume, wo die Biene ihren Honig sammelt, das giftige Insekt ihr Gift einsaugt; und so ist die Natur wieder eine Schule für unsern Geist und erinnert an das geistig Gute oder geistig Böse, zwischen welches wir gestellt sind und welches wir uns aneignen können. Die gefräßigen Raupen sind ein Bild der Hingebung an den blosen Genuß dieses Lebens und erinnern uns in ihrer Verwandlung an unsere Zukunft; manche andere, welche die Wurzeln benagen oder andern Schaden thun, erinnern uns an die Gefahren unserer Seele von Seite der Leidenschaften. Ferner, was uns schädlich ist, ist wieder für andere Geschöpfe dienlich; so verschluckt das Federvieh begierig die Spinnen, und die Raupen sind eine Speise für viele andere Thiere. Auch nöthigen uns manche zur Reinlichkeit, zur Bekleidung, zur Kultur, zur Kenntnißnehmung, Beobachtung und Untersuchung der Natur; und manche enthalten wieder vortreffliche Heilmittel.

6. Die Würmer (worm).

Sie sind ebenfalls weißblutige Thiere, ohne Füße, sie haben meistentheils einen weichen, gallertartigen Körper und ein zähes Leben; bei einigen wachsen die abgeschnittenen Glieder wieder nach, bei anderen wächst aus jedem abgeschnittenen Gliede ein neues Thier. Einige sind ganz nackt, wie die Regenwürmer (dew-worm), die Spul- und Bandwürmer (belly- and tape-worm) in dem menschlichen Leibe, und die Blutegel (leech); andere sind mit Schalen bedeckt, wie die Muscheln (shell-fish) und viele Schnecken (snail). Unter den Muscheln sind besonders die Perlenmuscheln (pearl-oyster), worin die kostbaren Perlen gebildet werden, und die Austern (oyster) merkwürdig; das Perlenmutter dient zu Dosen, Knöpfen und anderen niedlichen Gegenständen. Die Purpurschnecke (purple-shell) liefert den Purpursaft zum Färben. Die Korallen (coral) haben festsitzende Gehäuse von steinartiger Substanz. Bei der Fortpflanzung werden die Jungen mit ihren Gehäusen von den Alten wie die Zweige aus den Stämmen fortgetrieben. Sie vermehren sich sehr schnell und wachsen in verschiedenen Meeren oft zu einer erstaunlichen Höhe, so daß sie den Seefahrern gefährlich werden, und daß man sogar Häuser von Korallen erbaut. Weiße und rothe Korallen werden zu Halsketten, Ringen 2c. verarbeitet. Die Muschelthiere werden von Anderen auch zu den Schalfischen gerechnet und als solche aufgeführt.

Inhalt.

I. Abtheilung.

II. Abtheilung.

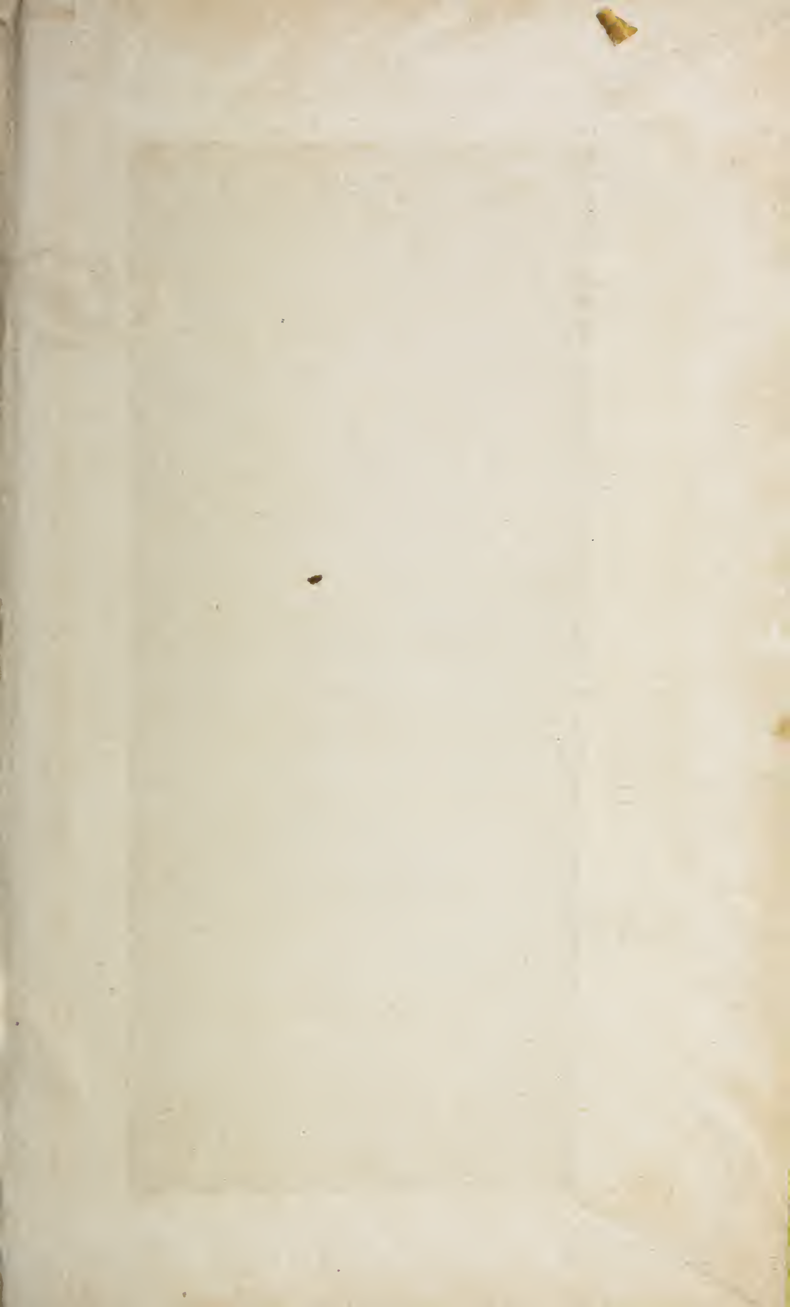
Erzählungen:

I. Reihe. Unterscheidung des Guten und des Bösen.

II. Reihe. Die Folgen des Guten und des Bösen.



Stereotypirt von T. N. Johnson, St. Louis, Mo.



Deutscher kath…

F. Saler's …

Convent Straße, …

St. …



Lesebuch für den ersten Sprach-, Schreib- und Leseunterricht in Elementarschulen, herausgegeben zum Gebrauche der kathol. Volksschulen der Ver. St. Nordamerika's. 8. Aufl. 15 cts.

Zweites Lesebuch für den ersten Sprach-, Schreib- und Leseunterricht in katholischen Elementarschulen der Ver. St. Nordamerika's, erste amerik. Stereotyp-Ausg. 12. Aufl. 20 cts.

Drittes Lesebuch für kathol. Elementarschulen Nordamerika's, erste amerik. Ausg. 11. Aufl. $1.00

Katholisches Lesebuch für die deutschen Schulen, vermehrt mit einer kleinen Naturgeschichte oder Naturbetrachtung. 4. Aufl. 30 cts.

Kern der heiligen Geschichte des alten und neuen Testaments, für den Jugendunterricht in den katholischen Schulen der Ver. Staaten Nordamerika's. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von J. J. H. Schumacher, Pastor zur hl. Maria in der Kupfergasse in Köln. Mit Approbation des hochw. Erzbischofs in St. Louis. Erste amerik. Ausgabe. 9. Aufl. 60 cts.

Neues ABC-Buch, Buchstabir- und Lesebuch, von Bernard Overberg, Lehrer der Normalschule in Münster. 6. Auflage. 10 cts.

Anfangsgründe der kath. Religion, nebst dem Beichtunterrichte für die unterste Klasse der Elementarschulen. Mit Approbation des hochw. Erzbischofs von St. Louis. 2. Aufl. 12 cts.

No. 2. Kleiner Katechismus für die mittleren Klassen der katholischen Elementarschulen der Ver. Staaten Nordamerika's. Mit bischöflicher Approbation. 20 cts.

No. 3. Kleiner katholischer Katechismus. Ein kurzer Auszug des katholischen Katechismus oder Lehrbegriffs, von Joseph Deharbe. Mit mehreren bischöflichen Approbationen. 3. Aufl. 15 cts.

Kathol. Katechismus für Schulen der V. St Nord-Amerika's. Mit einem Abrisse der Religionsgeschichte. Mainzer Ausgabe. 35 cts.

Lesefibel, bearbeitet nach den Grundsätzen der Lautirmethode, mit besonderer Berücksichtigung des Schreib-Lese-Unterrichts, von Louis Wild, Lehrer. 13. Aufl. 18 cts.

Kurzgefaßte Geographie für deutsche Elementarschulen Amerika's. Von B. Neumann, Lehrer. 2. vermehrte Aufl. 60 cts.

Rechenbuch für Elementarschulen, von W. H. Korfmacher. Nach der Methode von A. Richter und J. Grönings, Seminarlehrern, für deutsche Schulen in den Ver. St. Nordamerika's bearbeitet. Erster Theil. Für die Unterklassen. 3. verbesserte Aufl. 25 cts. — Zweiter Theil. 2. verb. Aufl. Für die Mittelklassen. 50 cts.